
ARMEE
Rundschau
Magazin des Soldaten
HEFT 4 • APRIL 1964 • PREIS DM 1,–



„Freunde"

Holzschnitt · Wilfried Meder, Angehöriger der Bereitschaftspolizei

Grenzsoldat Benndorf fragt: Warum gibt es im Westen Deutschlands mehr Autos als bei uns?

OBERST RICHTER antwortet

Es wird Sie vielleicht überraschen – aber viele ältere Menschen, die in der DDR wohnen, haben auch dazu beigetragen. Das VW-Werk, das größte Autowerk in Westeuropa, wurde nämlich in der Nazizeit (als Rüstungsbetrieb) mit den Spargroschen der „kleinen Leute" aus g a n z Deutschland aufgebaut. Überhaupt lag bei Kriegsende der größere Teil der deutschen Autoproduktion in Westdeutschland.
Und was noch wichtiger für den Aufschwung der Autoindustrie war: Stahl und Bleche. 1945 standen w i r mit ganzen 5 Hochöfen da, Westdeutschland dagegen mit 120. Auf unserem Gebiet wurden 1936 7,6 Prozent des deutschen Rohstahls und 8,3 Prozent des deutschen Walzstahls erzeugt.
Zuletzt, aber nicht als Letztes: In die westdeutsche Automobilindustrie floß besonders viel amerikanisches Kapital. So kamen 1955 auf die rein amerikanischen Firmen Opel und Ford 32,5 Prozent der westdeutschen Autoproduktion. Übrigens ist der Autobedarf drüben künstlich übersteigert, weil in manchen Kreisen ein Wagen zum „guten Ton" gehört.
Die Voraussetzungen waren also für uns weitaus ungünstiger. Hätten wir damals unsere geringeren Mittel, hätten wir alle verfügbaren Kräfte darauf konzentrieren sollen, Westdeutschland in der Auto-Pro-Kopf-Produktion zu überholen? Was war wichtiger für uns: eine größere Autoproduktion oder ein größerer Maschinenbau? Und was ist entscheidender: die Zahl der Wagen oder die der Sanatoriums- und Hochschulplätze? Wir konnten seinerzeit der Autoindustrie nur wenig Aufmerksamkeit und können ihr heute nicht die Hauptaufmerksamkeit widmen. Wir überholen lieber erst einmal auf der breiten Straße der Massenbedürfnisse wie Lebensmittel, Gas, Kleidung, Wohnraum, öffentliche Dienstleistungen etc. Und wir entwickeln jetzt vorrangig unsere Chemie; denn damit werden wir später das ganze Leben hindurch gut fahren. Nicht nur im Auto. Wobei wir auch in bezug auf Autos unser Licht nicht unter den Scheffel stellen brauchen. Es ist doch eine beachtliche Leistung, wenn sich die Autoproduktion bei uns 1963 gegenüber 1962 auf 115,5 Prozent erhöht hat.

Feldwebel Bertram fragt: Es läßt sich nicht vermeiden, daß bestimmte Dienste auch sonntags durchgeführt werden müssen. Wenn nun ein Berufssoldat mehrere Sonntage hintereinander eingesetzt war, hat dann z. B. der Kompaniechef das Recht, ihn dafür an einem Wochentag freizugeben?

Ein Produktionsarbeiter bekommt Überstunden bezahlt oder feiert die Zeit ab, die er in der Woche über 45 Stunden hinaus arbeitet. Nun nennen Witzbolde manchmal die Armee „VEB Landesverteidigung". Das ist ein harmlos-sympathischer Ulk. Aber deswegen wird das „Gesetzbuch der Arbeit" noch lange nicht zu einer neuen Dienstvorschrift der Armee. Beispielsweise den nach 17 Uhr geleisteten Dienst an anderen Tagen abfeiern zu wollen, das ergäbe mir wirklich eine Feierei – bei der Beanspruchung, denen zahlreiche Genossen unterliegen. Die anderen Aufgaben der Armee bedingen ganz einfach, daß an ihre Angehörigen auch andere Anforderungen gestellt werden als beispielsweise an die Arbeiter in der Produktion – oft eben auch über acht Stunden hinaus.
Aber wenn auch das „Gesetzbuch der Arbeit" auf den Soldaten keine Anwendung finden kann – er ist deshalb keineswegs rechtlos. Unsere Rechte sind, wenn Sie so wollen, auch in einer Gesetzessammlung verankert. Das sind unsere Dienstvorschriften. Sie fordern nicht nur viel von dem Soldaten, sondern sichern ihm auch eine angemessene Freizeit zu.
Richtig ist deshalb vor allem, daß die Ausbildung so konzentriert und auf einem so hohen Niveau durchgeführt wird, daß nicht mehr zusätzlich von der Zeit etwas abgeknapst werden muß, die der Freizeit vorbehalten sein sollte. Richtig ist auch, wenn Sie und Ihre ähnlich belasteten Genossen darauf drängen, daß Ihr Kommandeur den Dienst gerecht und gut durchdacht einteilt. Dann wird dreimaliger Sonntagsdienst hintereinander sicher zu vermeiden sein. Im übrigen hat natürlich jeder Kommandeur auch das Recht, bei außergewöhnlichen Leistungen Sonderurlaub zu gewähren.

Ihr Oberst

Richter

Von wegen

Ich bin 17 Jahre alt und lese Dich regelmäßig. Allerdings wird mein Freund auch bald eingezogen, und seitdem ich das weiß, bin ich noch eifriger und gewissenhafter beim Blättern Deiner Seiten. Ich finde Dich prima. Bleib weiter so. Und von wegen keine Mädchenbilder! Etwas fürs Auge muß immer dabeisein. Ich wünsche Dir immer mehr Leser.

Krystina Kleinert, Zittau



Siehe Reservistenordnung

Gibt es eine Bestimmung, wonach jeder Reservist verpflichtet wird, an der Ausbildung der Kampfgruppen in den Betrieben teilzunehmen?

Manfred Bauer, Zwickau

In der Reservistenordnung vom 24. 1. 1962 ist festgelegt, daß die Reservisten verpflichtet sind, durch die Mitarbeit in den Kampfgruppen der Arbeiterklasse und in der Gesellschaft für Sport und Technik ihre militärischen Kenntnisse zu vervollkommnen.

Nicht Hals über Kopf

Eure Zeitschrift lese ich sehr gerne. Sie hilft mir bei der Vorbereitung auf den Armeedienst. Nun habe ich eine dringende Frage: Wann werde ich einberufen? Ich bin noch nicht gemustert.

Heinz Dreier, Potsdam-Bornstedt

Niemand wird vor der Musterung einberufen. Und auch nach der Musterung ist noch genügend Zeit zur Regelung der persönlichen Angelegenheiten, denn der Einberufungsbefehl wird den Wehrpflichtigen mindestens zwei Wochen vor dem Einstellungstermin zugestellt.

Nicht identisch

Handelt es sich bei dem US-Militärflugzeug T 39 um eine Weiterentwicklung des Überschalltrainers T 38 „Talon" oder sind beide identisch?

Günter Appelt, Görlitz

Beides trifft nicht zu. Die T 39 ist ein Typ, der wie die „Caravelle" mit zwei Hecktriebwerken ausgerüstet ist. Sie erreicht eine Geschwindigkeit von 835 km/h und steht bei der US-Airforce in mehreren Versionen im Einsatz: Als Schul- und Transportflugzeug sowie mit Ausrüstungen für die Störung des gegnerischen Funkmeßsystems oder für die Feuerleitung von Flugkörpern.

Ein guter Vorsatz

Ich wurde 1963 aus der Nationalen Volksarmee entlassen. Ich möchte gerne bei uns im Dorf jungen Menschen, die kurz vor der Einberufung stehen, bei der Vorbereitung auf den Dienst helfen. Ich denke da an die Grundausbildung, aber auch an solche Dinge wie Tarnung oder Bau einer Schützenmulde. Wenn der Soldat von Anfang an weiß, wie er sich zu verhalten hat, werden die Erfolge in der Ausbildung viel größer sein.

Joachim Mierwold, Kreblitz

Warum denn nicht?

Vor einiger Zeit ging ich mit anderen Genossen durch die Stadt. Auf der anderen Straßenseite kam uns ein Offizier entgegen. Er hielt uns an, weil wir nicht grüßten. Daraufhin waren wir sehr erstaunt, da man doch über die Straße nicht grüßt. Oder hat sich das geändert?

Obermatrose Strey, Wolgast

Die Vorschrift fordert allgemein die Grußerweisung. Ob man über die Straße grüßt, hängt von der Situation ab. Natürlich wird es niemandem einfallen, über eine breite Straße wie die Karl-Marx-Allee hinweg zu grüßen oder die Grußerweisung zu verlangen. Wenn es sich allerdings um eine Entfernung von wenigen Metern handelt, halten wir es für selbstverständlich, daß man grüßt.

Medizinische Bedenken



Nach dem Betrachten der Seite 19 im Februar-Heft möchten wir darauf hinweisen, daß ein derartiges Dekolleté in der Winterszeit nicht angebracht ist. Die Dame wird sich wahrscheinlich einen argen Bronchialkatarrh zuziehen.
Trotzdem ist die „Armee-Rundschau" Klasse!

FDJ-Gruppe BBS Röcknitz, Abt. Gesundheitswes.

Kürzung zur Ausnahme

Ich bin Soldat einer Grenzkompanie. Ich möchte gerne wissen, von wann bis wann unsere dienstfreie Zeit geht.

Soldat Wolfgang Herold

Die Gewährung und Planung des dienstfreien Tages ist in einer Anordnung des Chefs der Grenztruppen geregelt. Der dienstfreie Tag umfaßt den Zeitraum von Dienstausgabe zu Dienstausgabe und kann nur in besonderen Fällen verkürzt werden.

Lücke im Kalender

Ich habe meinen Kalender nach dem Tag der Nationalen Volksarmee durchblättert. Jeder Kram steht drin, nur das nicht. Wenn er schon vorbei ist, dann meinen herzlichen Glückwunsch noch nachträglich an alle Armeeangehörigen.

Bärbel Behr, Berlin N 58

Mit Mütze



Zum Preisausschreiben in Heft 1 möchte ich sagen: Vierbeinige Katzen gehören nicht in die Unterkunft (ob zweibeinige weiß ich nicht). Auch beim Küssen hat man als Soldat eine Mütze aufzuhaben.

Annemarie Striegler, Berlin

Vignetten: Arndt

Wie würden Sie handeln?

Ich bin seit 1963 Soldat und habe mich auf drei Jahre verpflichtet. Inzwischen habe ich mich verlobt und wurde Vater eines Jungen. Meine Verlobte weiß aber nicht, daß ich Soldat auf Zeit bin. Was soll ich nun machen? Nennen Sie aber bitte nicht meinen Namen.

Wie hätten Sie sich verhalten? Welchen Rat geben Sie dem Genossen?

Quittiertes

Die Forderung des Genossen Franke (Heft 2/64) wegen der Kochschulung besteht zu Recht. Die große Schwierigkeit ist, daß wir aus dem Ausbildungstruppenteil kaum angelernte Hilfsköche erhalten; unsere Forderungen werden einfach nicht beachtet. Ich versuche jetzt zivile Einrichtungen zu finden, bei denen eine Weiterbildung möglich ist. Zum Wurstsortiment: Es gibt bei uns jetzt ständig 6 bis 8 Wurstsorten.

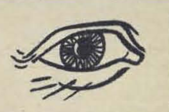
Oberleutnant Richter

Kollegin Brigitte Wille (siehe Heft 3/64) ist in einer Abteilung mit vorwiegender Reihen- bzw. Fließfertigung tätig. Durch verkürzte Arbeitszeit für eine Kollegin gerät die gesamte Fließfertigung ins Stocken, und der Produktionsausstoß reduziert sich um das Vielfache des eigentlichen Arbeitsausfalls. Doch nach kollektiver Beratung mit der Meisterin und dem Abteilungsleiter fanden wir dann einen Weg, sie für die Einzelplatzfertigung einzusetzen. Kollegin Wille arbeitet jetzt schon über 8 Wochen nur noch 6 Stunden täglich.

Wittwer, Kaderleiterin

„Worüber haben Sie sich im letzten Monat gefreut, und worüber haben Sie sich geärgert?" fragten wir den LMG-Schützen Gefreiter Manfred Kasper. Er antwortete:

Mit einem heiteren



Am meisten freute ich mich darüber, daß ich bei allen Einzelschießaufgaben Zweien und Einsen erreichte. Das MG habe ich erst seit November. Vorher war ich MPi- bzw. Panzerbüchsenschütze. Am 7. Oktober 1963 erhielt ich die Schützenschnur. Beim ersten Schießen mit dem MG war ich noch unsicher. Ich mußte die Waffe erst kennenlernen. Aber jetzt weiß ich genau, wie ich anhalten muß. Manche Genossen schieben die Schuld für ihre schlechten Schießergebnisse auf die Waffe. Aber das ist Unsinn. Man muß Vertrauen zu seiner Waffe haben, eine ruhige Hand, ein sicheres Auge und eine gute Atemtechnik. Beim Gruppengefechtsschießen will ich auch wieder auf eine Eins kommen.

und einem nassen



Was mich ärgert, ärgert eigentlich alle Genossen unserer Kompanie. Und das nicht erst seit dem letzten Monat, sondern solange ich schon in der Kompanie bin. Es geht um unsere Wasserversorgung. An manchen Tagen, im Sommer wie im Winter, bleibt in unserem Waschraum und in der Toilette einfach das Wasser weg. Hygiene wird an solchen Tagen also kleingeschrieben. Die Dienststelle hilft zwar mit Wasserwagen aus, aber damit ist das Problem nicht gelöst. Unsere Unterkunft befindet sich auf einem Berg. Der Wasserdruck ist offensichtlich zu schwach. Ältere Genossen sagen, das sei schon jahrelang so. Aber das ist doch ein unmöglicher Zustand! Wir erfuhren, daß der Rat der Stadt die Wasserleitung erst nächstes Jahr, also 1965, erneuern lassen will. Das heißt für uns also ein weiteres Jahr Ärger. Aber geht denn das nicht schneller?

Der Kommandeur der Dienststelle bestätigte uns diese Angaben. AR fragt deshalb den Rat der Stadt Marienberg (Sa.): „Wie denken Sie darüber, und was gedenken Sie zu tun?"



Freud und Leid, Not und Entbehrungen teilte Genosse Chruschtschow mit den Soldaten.

Bei den Soldaten der I. Panzerarmee

Im Sommer besuchte uns jenseits des seicht gewordenen Dnestrs wieder Nikita Sergejewitsch Chruschtschow. Er kam dieses Mal nicht unmittelbar vom Stab der Armee, sondern von den Truppenteilen. Nikita Sergejewitsch hatte mit den Soldaten gesprochen, Versammlungen abgehalten, die Truppen für ihren Heldenmut und ihre Standhaftigkeit belobigt und ihnen vom Wiederaufbau der ukrainischen Städte und Dörfer erzählt. Er besuchte die Soldaten in ihren Erdbunkern, wohnte ihrer Ausbildung bei, fragte sie und wurde nicht müde, selbst Fragen zu beantworten.

Besonders eingehend beschäftigte er sich mit ihren Lebensbedingungen, mit der Bekleidung, der Verpflegung und der Freizeit. Er besuchte auch die Küchen, kostete das Essen und fragte die Köche aus.

In einem Schützenbataillon erschien Nikita Sergejewitsch nach dem Mittagessen. „Hat alles schon gegessen?" fragte er den Führer des Wirtschaftszuges.

„Zu Befehl, ja, Genosse General."

„Haben Sie Überschüsse?"

„Zu Befehl, nein!"

Chruschtschow ging an den Tisch, auf dem das Fleisch zerlegt wurde, und zog einen Schub-

kasten heraus. Darin lag eine zartrosa Speckseite. „Wo kommt das her?“ fragte Nikita Sergejewitsch zornig das Küchenpersonal.
Verlegenes Schweigen.
Noch nie sah ich Chruschtschow so aufgebracht. Er kam an diesem Tag immer wieder auf den Vorfall in der Bataillonsküche zurück und brachte ihn später auch im Stab der Armee zur Sprache.

„Gibt es denn bei uns keine ehrlichen Menschen, denen man die Versorgung der Soldaten und Offiziere anvertrauen kann? Ist das wirklich nicht zu schaffen?“ sagte Nikita Sergejewitsch, den Blick vorwurfsvoll auf Shurawljow und mich gerichtet.

„Kümmern Sie sich übrigens um die Angehörigen der Offiziere? Wissen Sie überhaupt, wie es ihnen nach der Evakuierung geht?“

„Den meisten schlecht“, sagte ich verlegen, „aber wir wissen nichts Genaues.“

„Das muß man ändern“, antwortete Chruschtschow. „Viele Familien haben vor dem Krieg in der Westukraine gelebt. Sie können unbesorgt wieder zurückkehren. Wir stellen ihnen vordringlich Wohnraum zur Verfügung. Es hat keinen Sinn, zu warten, bis der Krieg aus ist.“
Nach kurzem Nachdenken fuhr Nikita Sergejewitsch fort: „Sie halten doch Verbindung zu den Partei- und Sowjetorganen. Man muß sie mit Transportmitteln und tüchtigen Kadern unterstützen. Aber manche Kommandeure haben mit den örtlichen Funktionären nicht viel im Sinn. Wir werden sie dafür später streng zur Rechenschaft ziehen.“
Der kühle Abendwind hatte die Schwüle des Tages verweht. Niemand wollte schon ins Haus gehen. Wir trugen einen Tisch in den Garten und setzten uns unter die Bäume.

Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um Probleme unserer Armee und ihre Perspektive. Aber Chruschtschow brachte es immer wieder auf den Wiederaufbau der ukrainischen Volkswirtschaft.

„Ich bin nämlich nicht nur Mitglied des Kriegsrats“, sagte er lächelnd, „sondern auch Sekretär des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei der Ukraine. Sie haben mir da neulich erzählt, in Ihrer Armee gäbe es reklamierte Soldaten und Offiziere, die in die Heimat entlassen werden sollen, sich aber weigern, die Front zu verlassen. Sprechen Sie mit diesen Genossen und machen Sie ihnen klar, daß viele von ihnen jetzt in der Volkswirtschaft nötiger als an der Front gebraucht werden. Halten Sie mich darüber auf dem laufenden. Wir geben den Genossen Arbeit und Wohnung, sie sollen nicht benachteiligt werden.“
Nikita Sergejewitsch blickte in die Runde.
„Schön ist es hier im Garten unter den rauschenden Bäumen. Kein Schuß zu hören. Aber die Freude wird nicht lange dauern. Bald ist es aus mit der Herrlichkeit. Bereiten Sie sich auf Ihre Verlegung in den Raum Brody-Dubno vor.“
„Denkwürdige Namen, nicht wahr“, wandte er sich an mich.
„Ich werde sie mein Lebtag nicht vergessen.“
„Ja, dort hat sich einiges abgespielt. Am dreiundzwanzigsten Juni neunzehnhunderteinundvierzig bekamen wir den Befehl, aus diesem Raum konzentrische Schläge gegen den eingedrungenen Feind zu führen. Ich glaube, nicht einmal alle kannten diesen Befehl. Leider war er undurchführbar und ohne Rücksicht auf unsere Möglichkeiten am grünen Tisch erlassen worden. Heute sind wir imstande, solche Aufgaben zu lösen. Unsere Industrie produziert jetzt jährlich dreißigtausend Panzer und gepanzerte Fahrzeuge, und was das Wichtigste ist, wir wissen jetzt, wie man Krieg führt, und verfügen über erfahrene Kader.“

„Hat Sie der Krieg nicht auch in diesen gesegneten Gefilden überrascht?“ fragte Chruschtschow Katukow.

„Natürlich. Ich befehligte damals im Korps Rokossowskis eine Division und sollte mich von Rowno zum achten mechanisierten Korps durchschlagen. Aber womit? Es fehlten uns damals nicht nur Panzer, sondern sogar Gewehre“, erwiderte Katukow. *(Fortsetzung Seite 6)*



Operationsbesprechung beim Oberbefehlshaber der I. Ukrainischen Front im zweiten Weltkrieg, Marschall der Sowjetunion Konew (rechts; zweiter von links: N. S. Chruschtschow).

70 jahre +++ wir gratulieren herzlich

„Bis heute abend habe ich geschwiegen“, nahm Nikita Sergejewitsch wieder das Wort, „aber jetzt will ich es Ihnen nicht länger vorenthalten. Die Eingabe der Front ist genehmigt. Ihre Armee erhält den Gardetitel. Ich gratuliere Ihnen.“

Wir saßen noch lange im Garten und dachten an 1941, an den Kursker Bogen und die jüngsten Kämpfe. Dann kamen wir auf die bevorstehende Operation, die einen Vorstoß bis hinter die Weichsel vorsah, zu sprechen. Wir träumten auch von den Zeiten, in denen es Panzer nur noch in Museen geben würde.

„Ich bin manchmal etwas besorgt, wenn ich Auszeichnungen vornehme“, sagte Nikita Sergejewitsch. „Ich frage mich dabei immer, ob dieser Soldat oder Offizier wohl überheblich werde und sich besser dünken würde als die anderen. So etwas kommt bei euch schon vor. Da führt einer ein erfolgreiches Gefecht, und schon schnappt er über. Eines Tages besuchte ich in Stalingrad ein Regiment. Das Haus, in dem die Soldaten saßen, hatte weder Dach noch Wände. Sie selbst froren und waren rauchgeschwärzt. Wir kamen ins Gespräch. Ein Soldat sagte rundheraus: ‚Das ist keine Ordnung. Habe im imperialistischen und finnischen Krieg mitgekämpft und bin auch dieses Mal vom ersten Tag an dabei. Ich kann sehr gut zwischen Krieg und Schlamperei unterscheiden. Unser Regiment hat als einziges keine warmen Fußlappen erhalten. Alle unsere Nachbarn haben heute längst Verpflegung bekommen, die Artilleristen sogar schon das zweite Mal, aber unsere Feldküche hat sich noch nicht gezeigt.‘ Darauf suchte ich den Regimentskommandeur auf. Es war ein junger, stattlicher Mann, die Brust voller Orden. Erst vor kurzem war er vom Bataillonskommandeur zum Regimentskommandeur befördert worden. ‚Wie ist die Stimmung unter den Soldaten?‘ fragte ich ihn. ‚Sie brennen darauf, für die Heimat, für Genossen Stalin zu kämpfen.‘ – ‚Wirklich?‘ – ‚Zu Befehl, Genosse Mitglied des Kriegsrats.‘ – ‚Aber vielleicht brennen sie auch darauf, Mittag zu essen?‘ Der forsche Major wurde plötzlich verlegen. Er hatte keine Ahnung, daß drei Kompanien an diesem Tag nicht einmal ein Stück trockenes Brot gesehen hatten. Das soll mein Gutenachtgruß sein. Nehmen Sie sich ihn zu Herzen.“

Es war gegen Sonnenaufgang. Der Himmel wurde heller und begann sich im Osten zu röten. Ein für schlaflose Frontnächte ungewöhnliches Gefühl überkam uns. Keiner verspürte Müdigkeit.

(Entnommen aus Popjel: „Panzer greifen an“.

Der Optimismus ist bei uns zu Hause

Fotokommentar

von Karl-Eduard von Schnitzler

Genosse Chruschtschow, in Amerika befragt, ob die große Sowjetunion tatsächlich vor der Bundeswehr Furcht habe, antwortete: „Der aufrechte Mann hat keine Angst vor dem tollwütigen Hund – aber er möchte nicht gebissen werden!“

Sozialisten fürchten nicht den Ausgang eines Krieges (über den gibt es keinen Zweifel); aber sie möchten den Ausbruch eines Krieges verhindern – um der Menschlichkeit willen, aus Sorge um den Frieden und den friedlichen Aufbau.

Nikita Chruschtschow und Walter Ulbricht an unserer Staatsgrenze in Berlin: Sie stehen dort an einer Stelle, an der der deutsche Militarismus zum ersten Mal in unserer Geschichte innerhalb Deutschlands auf die Grenzen seiner Macht gestoßen ist. Nicht erst – wie im ersten Weltkrieg, der vor 50 Jahren begann – an Somme, Marne



und vor Verdun; nicht erst – wie im zweiten Weltkrieg, der vor 25 Jahren begann – an der Wolga; sondern innerhalb Deutschlands! Und bevor er seinen dritten Weltkrieg beginnen konnte! Im Frieden wurde der Militarismus zum Stehen gebracht! Durch die DDR! Durch unsere Maßnahmen, die wir – gemeinsam mit unseren Verbündeten – am 13. August 1961 ergriffen haben! Durch die Stärke der DDR!

Walter Ulbricht lächelt, Nikita Chruschtschow winkt lächelnd hinüber – nach Westberlin. Lächeln sie den Zöllnern zu, den Duensing-Polizisten? Auch an der Staatsgrenze West würden sie hinüberwinken. Zum Bundesgrenzschutz, dieser Waffen-SS der Ära Adenauer/Erhard?

Gewiß nicht! Den Mördern unserer Genossen Arnstadt, Göring, Huhn und Widera, den Werkzeugen der „Ostzonen-Befreier" gilt kein Gruß! Es sei denn – im Aggressionsfall – der „Gruß", der ihnen gebührt. Amerikanische Spionageflieger können ein Lied davon singen...
Lächeln und Winken gelten jenen Deutschen im Westen, die erkannt haben, daß unsere Grenze zwar üble militärische Pläne vereitelt, aber nicht die guten Deutschen voneinander trennt – wie das Berliner Abkommen bewies. Es gilt jenen guten Deutschen, die sich eines Tages aus Irrtum und Unterdrückung befreien und ihr Schicksal selbst bestimmen werden.
Nikita Chruschtschow und Walter Ulbricht reagieren nicht anders als unsere Grenzsoldaten während jener Passierscheintage. Sie sind freundlich und hilfsbereit gegenüber jedem, der unsere Grenze achtet und sich zur friedlichen Koexistenz bekennt. Sie sind hart und unerbittlich gegen jeden, der unsere Grenze mißachtet, verletzen und beseitigen will. Das ist weder Widerspruch noch Heuchelei, sondern logisch und konsequent.
Und zutiefst menschlich! Denn alle Versuche, die Existenz der DDR zu leugnen, ihre Souveränität zu mißachten, ihre Grenzen und ihre Rechte zu verletzen – alle diese Versuche bergen die Gefahr der Spannung, der Provokation, des Krieges in sich. Und was ist menschlicher, als solche Gefahren im Keim zu ersticken?
Nikita Chruschtschow und Walter Ulbricht stehen auf unserem Bild nicht nur an der Grenze des deutschen Staates, der die Verantwortung dafür übernommen hat, daß niemals mehr von deutschem Boden ein Krieg ausgeht: sie stehen zugleich an der westlichen Grenze des sozialistischen Lagers, des Friedenslagers.
Nicht von dieser Grenze, nicht von der Existenz der beiden Weltlager oder zweier deutscher Staaten gehen die Spannungen aus. Sie könnten friedlich nebeneinander und miteinander existieren. Die Spannungen sind da, weil im westlichen Teil Berlins, im westlichen deutschen Teilstaat, im westlichen Lager eine provokatorische, aggressive Politik betrieben wird! Die Spannungen und Gefahren kommen nicht von Grenzen, nicht von der „Mauer", sondern von denen, die Grenzen nicht anerkennen, gegen sie anrennen, sie beseitigen wollen!
Deshalb müssen wir über diese Grenzen des deutschen Friedensstaates, des sozialistischen Weltlagers so unerbittlich wachen. Und unser Geburtstagsgeschenk für Nikita Chruschtschow ist – verbunden mit der deutsch-sowjetischen Freundschaft, von der wir durchdrungen sind – die Entschlossenheit, unser Wissen zu vertiefen, unsere Kenntnisse zu erweitern, unsere körperlichen und militärischen Fähigkeiten zu vergrößern und unsere Bereitschaft und Wachsamkeit zu erhöhen – zur Verteidigung und Festigung des Friedens, für den Sieg des Sozialismus, zum Wohle aller Menschen – auch derer, denen Nikita Chruschtschow und Walter Ulbricht zuwinken, obwohl sie noch auf der anderen Seite stehen...

70 jahre +++ wir gratulieren herzlich

Keine ~~Eine~~ besondere Geschichte

Ich möchte Ihnen da eine Geschichte erzählen. Die Personen sind nicht frei erfunden, und zufällige Ähnlichkeiten sind kaum möglich. Ob es allerdings eine besondere Geschichte ist, das müssen Sie selbst entscheiden...

Sie begann mit einem Versetzungsbefehl, der dem Kommandeur einer Artillerie-Einheit auf den Schreibtisch flatterte. Ein Versetzungsbefehl, der besagte, daß die Kanoniere Werner Trübenbach und Rudolf Hager ab sofort ihren Dienst beim ASK Vorwärts Leipzig auszuüben hätten. Und so schnürten die benannten Artilleristen Marsch- und anderes Gepäck und zogen zum Armeesportklub. Nun ist es aber nicht so, daß sie von Sinn und Zweck dieses Stationswechsels keinen blassen Schimmer gehabt hätten. Sie kamen sich durchaus vorbelastet vor; natürlich nicht derart, daß sie sich Spitzensportler nennen konnten.
Ihnen hatte es das Schießen angetan. Werner versuchte es anfangs mit dem Luftgewehr und visierte die Spatzen an. Rudi bekam von seinem Schwager gleich ein KK-Gewehr in die Hand gedrückt und gab sich die erdenklichste Mühe, die kleinen Scheiben mit den zehn Ringen zu treffen. Die erste Bekanntschaft schlossen sie, als sie noch in Aschersleben lernten — Werner Fräser und Rudi Werkzeugmacher.
Es war auf dem Schießstand. Denn hier gab es eine rührige GST-Grundorganisation. Sie nahm sich vor allem der Jungen und Mädchen an, die für den Schießsport Interesse bekundeten. Mit einem Kleinkalibergewehr K 110 und dem





▲
Während Rudi Hager die Wurfmaschine fertig macht ...



... lädt Werner Trübenbach die Bockdoppelflinte ...

... nimmt sie hoch, konzentriert sich einen Moment ...

... gibt das Kommando und visiert die Wurftaube an.

3 × 5-Schuß-Wettbewerb begann die Schützenlaufbahn der beiden Lehrlinge; mit dem Freien KK-Gewehr und einigen Titeln im Bezirk wurden sie bald bekannt. Als die Lehrjahre vorüber waren, beschlossen sie, die GST-Kombination mit der steingrauen Uniform zu vertauschen. Gute Schützen braucht die Armee, und hier, so sagten sie sich, können wir noch etwas dazulernen ...

So war die Freude verständlicherweise groß, als sie sich im Zimmer des Mannschaftsleiters der ASK-Sportschützen meldeten. Ihre Kleinkaliberwaffen hatten sie vorsorglich gleich mitgebracht. Als sich die Tür wieder hinter ihnen schloß, machten sie allerdings verdatterte Gesichter. „Was sollen wir hier trainieren? Wurftaubenschießen? Das haben wir doch noch nie ..." Werner dachte nach. „Wurftaubenschießen. Da kriegt man doch 'ne dicke Backe von!?" Und so stellten beide die Kleinkaliberbüchsen in die Ecke. Tage später sahen sich Werner Trübenbach und Rudolf Hager so ein Schießen an und ließen sich von Trainer Kahlenberg dieses schwierige Metier erst einmal erklären. Gut, sie hatten in Aschersleben schon einmal bei Wettkämpfen gekiebitzt, doch damals nie im Traum daran gedacht, selbst die Schrotflinte in die Hand zu nehmen.

Warum nennt sich diese Sportart eigentlich Wurf„tauben"schießen? Sollte man sie nicht besser in Wurf„teller"schießen umtaufen? Da flogen doch weder gebratene noch ungebratene Täubchen herum, sondern untertassengroße Tonscheiben. Wenn ein Schütze „Hoch" oder „Los" schrie, pfiffen sie durch die Luft, von der Wurfmaschine aus einem überdachten Stand herausgeschleudert. Fünfzehn Meter dahinter krachte dann stets der Schuß aus einer Bockdoppelflinte, manchmal noch ein zweiter, wenn der erste nicht gesessen hatte. „25 Tauben machen eine Serie aus", ließen sich die beiden Freunde erklären. „Ein internationaler Kampf geht über 200 oder 300 Tauben." „Und wie weit fliegt die Scheibe etwa?" – „65 bis 80 Meter." – „Wieviel Schützen stehen auf einem Stand?" – „Sechs, von denen natürlich immer nur einer dran ist."

Als Werner die Büchse zum erstenmal selbst hochriß, rutschte sie ab – und es gingen gleich beide Schüsse los. Aber so nach und nach wurde es besser. Das Wurftaubenschießen machte riesigen Spaß, nicht zuletzt deshalb: Alle Genossen der Trainingsgruppe halfen den zwei Neulingen, wo und wie sie nur konnten. Alle – ob der Trainer oder so erfahrene Schützen wie Hauptmann Baltrusch und Oberleutnant Aßmus.

Fünf Monate Trainingsjagd auf die schwarzweißen Scheiben, dann stieg der erste Wettkampf. Gegen die starke Mannschaft des sowjetischen Armeesportklubs Wünsdorf wurde auch Werner Trübenbach nominiert. Er verblüffte nicht nur Trainer Kahlenberg, sondern war auch selbst erstaunt: 176 von 200 möglichen Treffern ließen ihn in die Leistungsklasse I springen.

Als Werner dann aber in den folgenden Monaten nichts richtig gelingen wollte, zog Rudolf im „internen Wettbewerb" gleich und schoß sich ebenfalls in die erste Leistungsklasse. Die letzte Wettkampfsaison brachte beiden die ersten größeren Früchte ihres eisernen, gutdurchdachten Trainings. Werner hatte zunächst die Nase vorn. Man schrieb Mai, und in Gera traf sich die Elite der Wurftaubenschützen aus der Sowjetunion, Polen, Ungarn und unserer Republik. 200 Tauben waren ausgeschrieben. Für den ASK-Schützen Werner Trübenbach, der ohne Respekt vor den vielen großen Namen in den Vergleichskampf ging, lief es ausgezeichnet. Als er zur letzten 25er Serie antrat, konnte er seiner Aufregung allerdings nur mühsam Herr werden. Wenn es ihm jetzt gelänge, 24 Treffer anzubringen, dann ... Die Serie begann. Treffer auf Treffer. Eine Taube flog davon. Jetzt durfte er sich keinen Patzer mehr leisten. Die letzte Scheibe wurde in die Wurfmaschine gelegt. Die mußte er bekommen! „Er trifft sie nicht", sagte der sowjetische Trainer zu Hauptmann Kahlenberg. Die Taube segelte hoch – und – zersplitterte in der Luft. Werner war „Meister des Sports" geworden!

Das muß gefeiert werden, drängten die Genossen. Doch Werner winkte ab. Jetzt sei Rudi erst mal dran, und dann könnten doch alle zusammen ...

Auf Rudi Hager brauchten sie nicht mehr lange zu warten. Bei einem Klubvergleichskamf gegen ZSKA Moskau machte er sein Vorhaben wahr. Die sowjetische Mannschaft war zwar fast mit der kompletten Weltmeisterschaftsvertretung angereist, jedoch störte ihn das wenig. Mit der vorletzten Taube hatte er bereits die Meisternorm erfüllt. Vor Freude war er außer sich. So konzentrierte er sich nicht mehr auf die letzte Taube und schoß vorbei.

Als sie alle am Abend gemütlich beisammen saßen, die sowjetischen und die deutschen Genossen, äußerte Rudolf Hager eine Bitte, die seinem Freund Werner schon vor einigen Monaten erfüllt worden war: Er stellte den Antrag, Kandidat der SED zu werden.

In der Messegaststätte zu Leipzig wurden dann zwei junge „Meister" gefeiert. Zwei junge Genossen, denen der Umgang mit der Schrotflinte vor drei Jahren noch ein Buch mit sieben Siegeln gewesen war.

Heute sind beide Unteroffizier. Werner ist 21 Jahre, Rudolf 22 Jahre alt. Ein junges Alter für Wurftaubenschützen. Und nach ihrem verhältnismäßig raschen Aufstieg in die DDR-Spitzenklasse kann man noch einiges von ihnen erhoffen. Jetzt bereiten sich beide erst einmal auf die Wettkämpfe dieses Jahres vor. Für Werner Trübenbach kann es ein olympisches werden, denn er schoß sich mit den Leistungen von 1963 – u. a. war er Dritter der Deutschen Meisterschaft – in den Anwärterkreis für Tokio hinein. Man sollte sich die Namen der beiden einstigen Artilleristen merken.

Und nun entscheiden Sie bitte, ob das eine besondere Geschichte war. Sie meinen, es ist ja bei uns gang und gäbe, daß allen jungen Sportlern Tür und Tor offen stehen? So gesehen, ist es allerdings keine besondere Geschichte ...

Mike



Sein Einstand

Mit voller Fahrt nimmt die Gruppe Torpedoschnellboote Kurs Stützpunkt. Die Übung ist beendet. Wie Windhunde jagen die flachen, schnittigen Boote auf den Wellen dahin. Sie ziehen breite weiße Furchen auf das graugrüne Meer. Dann verlangsamen sie ihr Tempo und steuern in weitem Bogen die Hafeneinfahrt an. Nach wenigen Minuten ist das Anlegemanöver beendet. Die starken Maschinen verstummen. Auf der Brücke seines Bootes gibt Leutnant zur See Winfried Volland, ein junger, schlanker Offizier, seine letzten Anweisungen. Er setzt die Kopfhaube ab und geht von Bord. Sein spitzes Gesicht steht noch unter dem Eindruck der hinter ihm liegenden Gefechtsaufgabe. Es war seine erste größere Übung, die er als Kommandant eines TS-Boots mitfuhr. Einen guten Einstand zu geben, hatte er sich vorgenommen. Den Neuling sollte ihm keiner anmerken. Ob es geklappt hat? Die Abschlußbesprechung wird es zeigen ...

Noch vor wenigen Wochen befehligte Leutnant Volland ein Räumboot. Zwei Jahre lang hatte er es geführt. Dort sammelte der Abiturient seine ersten praktischen Erfahrungen als junger Seeoffizier. Trotz seines Wissens und Könnens, das er von der Offiziersschule mitgebracht hatte, haperte es in der ersten Zeit mit manchem. Immer wieder kritisierte man ihn, weil nicht alles so klappte, wie es verlangt wurde. Aber so hart die Kritik auch war, er war Parteimitglied, sie warf ihn nicht um. Welcher junge Offizier wird sich dem Können und den Erfahrungen älterer Genossen verschließen? Leutnant Volland beherzigte, was man ihm sagte. Als einer der besten Räumbootkommandanten war er im letzten halben Jahr sogar Gruppenchef.

Doch da wurde er plötzlich auf das TS-Boot versetzt. Er mußte sich umstellen. Neue Menschen, neue Technik, neue Aufgaben. Aber Leutnant Volland besitzt die goldene Gabe, schwierige Situationen schnell und entschlossen zu meistern. Fleiß, Einsatzfreude und Lerneifer zeichneten ihn schon an der Schule aus. Grundkenntnisse über das TS-Boot besaß er, aber intensiv hatte er sich damit lange nicht befaßt. Wofür auch, wenn er auf einem Räumboot war.

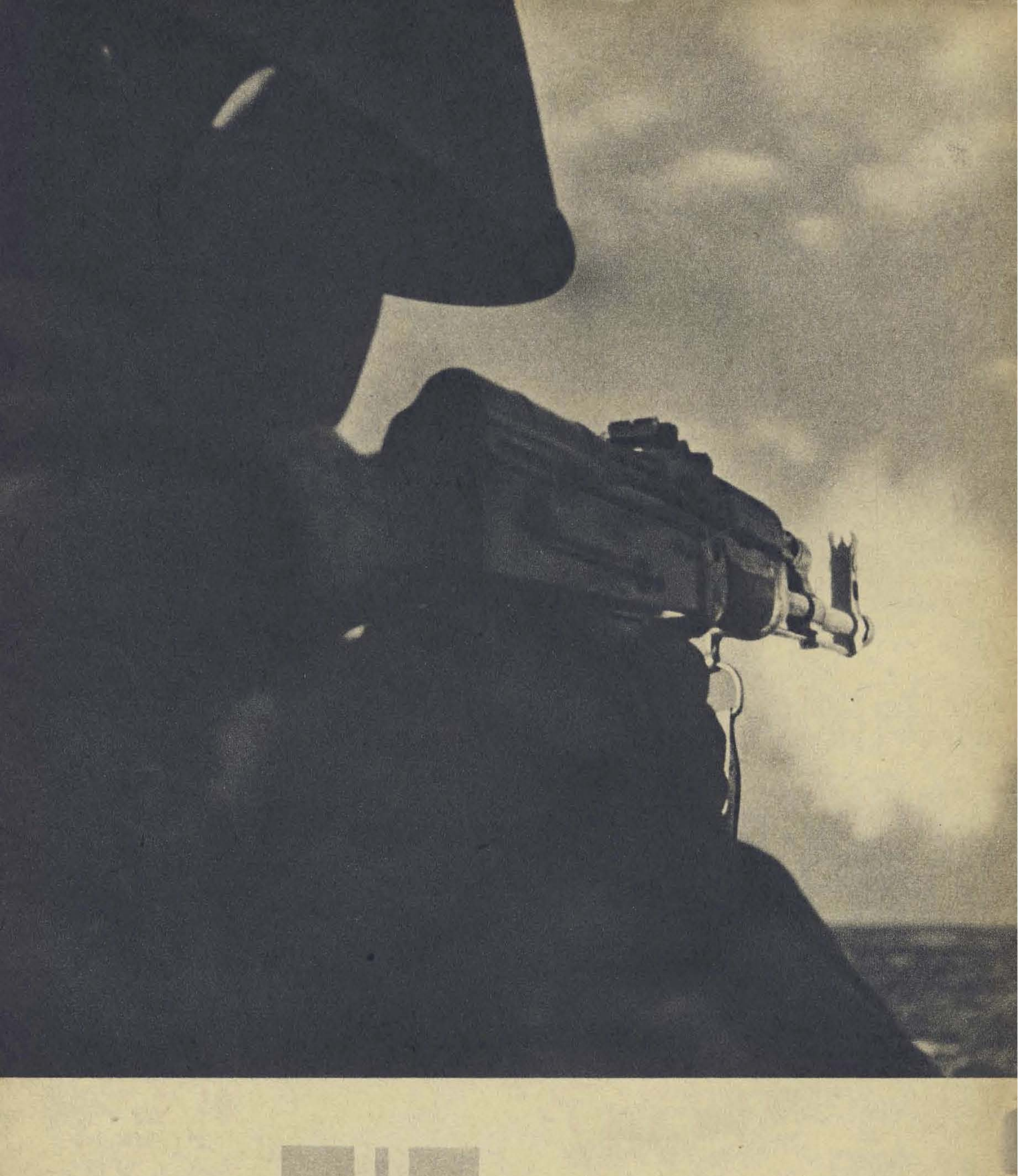
Mit der ihm eigenen Zielstrebigkeit machte sich Leutnant Volland daran, sich auf die Kommandantenprüfung vorzubereiten. Abend für Abend, Wochenende für Wochenende studierte er seine Aufzeichnungen von der Offiziersschule, wälzte Fachbücher und Vorschriften, befragte die Spezialisten seiner Besatzung, konsultierte erfahrene Kommadanten und seine Vorgesetzten. Das alles tat er in der Freizeit! Der tägliche Dienst durfte nicht darunter leiden. Der Expander, der in seiner Kammer hängt, sowie das Buch „Die Steppe brennt um Mungalow", welches er zu lesen begonnen hatte, blieben in diesen Tagen und Wochen unberührt. Selbst seine hübsche junge Ehefrau, deren Bild eine Konsole seiner Kammer ziert, bekam ihn seltener als sonst zu sehen.

Zu allem Überdruß sollte seine Besatzung gleichzeitig die Aufgabe B 1 lösen, Organisation des Dienstes an Bord. Gestützt auf die Kraft und das Können seiner Genossen nahm er die Aufgabe entschlossen in Angriff. Dabei empfand er, daß sie ihm gar keine zusätzliche Last war, sondern eine willkommene Hilfe; denn je intensiver er sich mit der Arbeit jedes Genossen befaßte, desto schneller wurde er auch mit der Technik des Bootes vertraut. Nicht zuletzt lernte er dabei gleich die Besatzung besser kennen. Dank dem hohen Können seiner Genossen, von denen er viel profitierte, sprang ein „Gut" heraus.

Kaum fünf Wochen befand sich Leutnant Volland an Bord, da meldete er sich beim Abteilungschef. Bereit zur Kommandantenprüfung! Eine relativ kurze Zeit! „Was? Jetzt schon?" fragte der Vorgesetzte erstaunt zurück. „Jawohl!" Der junge Offizier wurde zur Prüfung zugelassen. Er absolvierte sie mit Erfolg.

Heute hat er nun seine erste größere Übung mitgefahren. Ob sie bestätigte, was er bei der Prüfung gezeigt hatte? Neugierig betritt er den Unterrichtsraum. Der Abteilungschef schätzt die Leistungen aller Boote ein. Das Übungsziel ist erreicht. Es gab einige Mängel, aber die sind unwesentlich. „Besonders freut es mich", sagt der Abteilungschef, „daß sich Leutnant Volland in der kurzen Zeit, die er bei uns ist, so gut eingearbeitet hat. Sein Einstand, den er heute gab, verspricht, daß er ein guter TS-Bootskommandant werden wird."

R. D.



Über Kimme und Korn

Die Soldaten hatten ihre Magazine gefüllt. In den Panzern lagen die Granaten bereit. Die Bedienungen der Granatwerfer führten bereits das Feuer auf die gegnerische Verteidigung. Die Schützen auf den SPW, die Kommandanten in den Panzern harren des Kommandos. Endlich ist es soweit. Der Kompaniechef, Oberleutnant Knitter, befiehlt „vorwärts". Auf der Waldschneise mahlen die Ketten den Sand, Staub wirbelt hinter den Panzern. Gefreiter Hammerschmidt legt in seinem SPW den Gang ein. Vor 90 Minuten hatte er erst das Werkzeug beiseite gepackt, nur eine Mütze voll Schlaf war ihm in dieser Nacht geblieben. Aber jetzt ist er dabei, sein SPW rollt in der Kolonne. Und heute gilt es für die Kompanie beim Gefechtsschießen. Die Waldschneise ist zu Ende. Vor den Blicken der Fahrer dehnt sich die Grasnarbe mit den tückischen Bodenwellen, den Stubben und knietiefen Erdlöchern. Mit maximaler Geschwindigkeit rollen die Panzer, entfalten sich zur Linie. dumpf grollen die Abschüsse ihrer Kanonen. Der Spitzen-SPW feuert. Die Kompanie fährt in Zugkolonne hinter den Panzern. Drei SGM-Schützen bekämpfen die Ziele. Die Kompanie entfaltet sich zur Linie. Das Mündungsfeuer hängt vor sechs SGM. Aus der Bewegung, aus dem kurzen Halt, erst die lMG, dann knattern die MPi aus dem SPW in das Grabensystem des Gegners. Schützen und Fahrer müssen sich schon einig sein, wenn gute Schießresultate gebucht werden

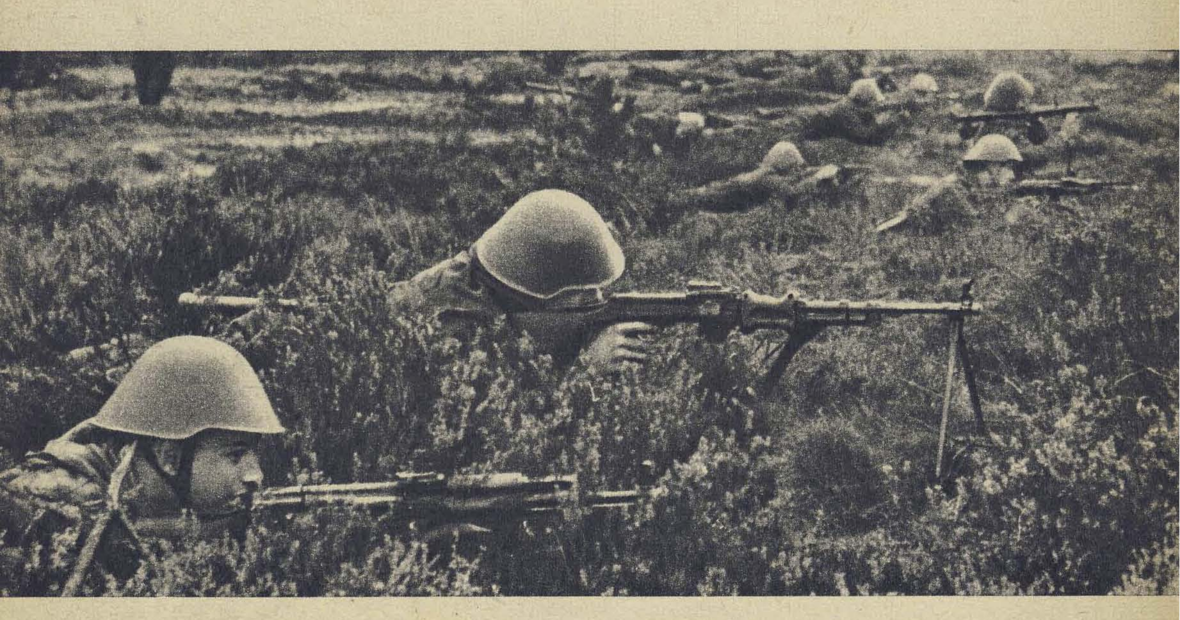


Die Schützen mit den MPi sind bereit. Der Zugführer schießt das Signal. Aus der Bewegung bekämpfen sie die Ziele.

Die Kompanie rollt in Kolonne durch das Waldmassiv. Ununterbrochen beobachten die Soldaten das Gelände, um die Ziele schnell zu erkennen.

▼

sollen. Die Kompanie formiert sich wieder zur Kolonne. Die Fahrer drücken auf das Gaspedal, starren auf die ausgefahrenen Waldpfade. Die SGM-Schützen stehen hinter ihren Waffen. Eng aneinander, zwischen den stählernen Wänden der SPW, hocken die Schützen. Während die Panzer an einer Straßensperre aufgehalten werden, sucht der Spitzenzug einen Umgehungsweg und vernichtet einen Zugstützpunkt. Die Kompanie setzt den Marsch fort und bekämpft Ziele, die immer wieder vorn und seitwärts auftauchen. Den 3. Zug führt Oberfeldwebel Fürst. Er ist mit seinen Gruppenführern gut eingespielt. Sofort, nachdem die Ziele erkannt sind, kommen die Feuerkommandos, werden die Waffen zweckmäßig eingesetzt. So ist es für den Gefreiten Bley, den SGM-





Schützen, schon leichter die Ziele an der rechten Flanke der Gefechtsordnung zu vernichten, denn schießen kann der Gefreite mit der Schützenschnur. Auch der RPG-Schütze, Gefreiter Walther, kennt sein Handwerk. Während die Kanoniere an den Werfern ihre Ziele in der Tiefe der gegnerischen Verteidigung mit Wurfgranaten zudecken, muß sich die Kompanie mit hoher Geschwindigkeit erneut entfalten und das Feuer auf einen gegnerischen Stützpunkt aus der Bewegung führen. Schließlich sitzen die Schützen ab und greifen zusammen mit den SPW an, um einen Gegenangriff abzuschlagen. Unterdessen rollen die Panzer weit vor die Gefechtsordnung, um letztlich feste Feuerpunkte zu beziehen. Jetzt zeigt

▲
Gemeinsam mit den Panzern wird der Stützpunkt des Gegners angegriffen. Dann fahren die SPW heran, und die Schützen sitzen wieder auf.

◀ **Das Ziel ist erkannt. Jetzt nur ruhig Blut. Visier und Haltepunkt richtig wählen, durchkrümmen. Die MPi vibriert.**

Die Kanoniere an den Granatwerfern verstehen ihr Handwerk. Bevor die Panzer und SPW rollen, bekämpfen sie den Gegner in der Tiefe der Verteidigung. ▶

sich, wer das Einmaleins beim Fahren, beim Entfalten und beim Führen während des Angriffs mit Gefechtsschießen gelernt hat. Während der mittlere Zug nach rechts schwenkt, um den Gegner in die Flanke zu kommen, fährt Oberfeldwebel Fürst mit seinen beiden SPW geradeaus, bekämpft der linke Zug vom SPW den Gegner im Stützpunkt. Die Soldaten unter Oberleutnant Knitter schaffen es, wehren den Gegenangriff ab und setzen den Angriff fort. Sie hatten ihre Munition richtig eingeteilt. Als die SPW schon vor der Gefechtsordnung rollen, hasten die Schützen heran, sitzen auf, formieren sich die Fahrzeuge zur Zug- und schließlich zur Kompaniekolonne. Oberleutnant Knitter ist mit der Kompanie zur Verfolgung des Gegners bereit. Seine Schützen buchten als Resultat beim Gefechtsschießen die Note „zwei". Den Kanonieren an den Werfern und den Männern in den Panzern sprach man ein „sehr gut" zu. Dabei sind den Soldaten die Früchte beileibe nicht in den Schoß gefallen. „Wer diese Aufgabe meistern will", sagt der Kompaniechef, „der muß beim Schießtraining, beim Gefechtsexerzieren und nicht zuletzt mit seinen SPW-Fahrern die Stunden genutzt haben, denn beim Gefechtsschießen der Kompanie muß jeder Soldat was drauf haben, auch hinsichtlich seiner physischen Kondition." In die Kolonne der Panzer und SPW kommt wieder Leben. „Rose eins bis sechs, Tulpe eins bis drei – vorwärts". Die Zugführer quittieren das Kommando. Die Fahrzeuge verschwinden hinter den Hügeln. Ein dicker Staubvorhang steht über den Kiefern.

Bergman



Die Schützen entschließen sich schnell. Kurze Feuerstöße bellen über die Seitenwände des SPW.

P. WESHINOW

Ilja ringt sich durch

Eines Morgens schickte das Nachschubbataillon der Division einen Soldaten zur ersten Kompanie, dessen Erscheinen allgemeine Heiterkeit hervorrief. Keiner der Soldaten hatte bis zu dieser Stunde eine so zerdrückte Uniform, wie er sie trug, zu Gesicht bekommen. Man konnte meinen, sie wäre tagelang in eine Matratze gestopft gewesen und dann angezogen worden.

Wie der Mann in die Kampftruppe geraten war, blieb unklar. Altersmäßig fiel er nicht mehr unter die Einberufung, außerdem war er erschreckend mager. Unleugbar lag in seiner Erscheinung etwas Frommes, und seine kindlichen blauen Augen blickten milde und klar. Er sprach nicht sehr viel, und den Soldaten begegnete er mit einer Würde, wie sie Erwachsene Kindern gegenüber gern hervorkehren. Es war unerfindlich, warum, aber dieses Verhalten trug sehr zur allgemeinen Belustigung bei.

Eine Woche lang war der Mann bei der Kompanie, da ging er zum Politstellvertreter des Regiments. Seine blauen Augen sahen verlegen drein, die dünnen Nasenflügel bebten. Er murmelte etwas Unverständliches vor sich hin und knetete dabei sein ohnehin zerknülltes Käppi zwischen den Fingern. Schließlich verlor der Politstellvertreter die Geduld und brauste auf. „Sagen Sie endlich, was Sie wollen! Ich verstehe bis jetzt überhaupt nichts."

Der Soldat nahm sich zusammen. Ja, die Lage für ihn sei so: Seine religiöse Überzeugung erlaube ihm nicht, Menschen zu töten. Ob er nicht von der Infanterie zu einer anderen, passenderen Stelle versetzt werden könne. Selbstverständlich würde er dort seine Aufgabe gern und gewissenhaft erfüllen, denn „jetzt ist Krieg", sagte er verlegen, „und ich weiß, was für ein Krieg das ist ... Lieber lasse ich mich ans Kreuz schlagen wie der Heiland, als daß ich unserem Staat Schaden zufüge."

Da er im Zivilleben als Telegrafist gearbeitet hatte, schickte man ihn zur Nachrichtenkompanie. Auch dort fiel er jedermann mit seinem seltsamen Gehabe und wegen seines überempfindlichen Magens auf die Nerven. Er aß nur wenig, mußte sich oft übergeben und hatte täglich Nasenbluten.

„Meine Kapillargefäße sind zu schwach", erklärt er, und dabei wurden seine Augen feucht. „Daher das alles ..."

„Dein Verstand ist wohl ein wenig zu schwach", entgegnete ein Soldat. „Wir haben jedenfalls dein dauerndes Beten satt."

Tatsächlich hielt er sich jetzt etwas zurück, und auch die Nerven seines Magens erstarkten von Tag zu Tag. Nur seine Kapillargefäße blieben weiter übermäßig empfindlich, dennoch erwies er sich als kräftig, zäh und eifrig. Was man ihm auch auftrug, er führte jede Arbeit gewissenhaft und schnell aus, und immer war er dabei ernst und gesammelt. Nach dem Gelächter und Schimpfen der ersten Zeit gewannen ihn die Soldaten lieb und waren ihm, vor allem weil er so selbstlos war, zugetan. Mußte die Butter- oder Weinration verteilt werden, dann stand er mit Messer und Schöpfkelle in der Hand inmitten der Gruppe, leidenschaftslos und ernst wie die Gerechtigkeit selbst.

„Und dein Anteil?" fragte einmal der Unteroffizier.

Da legte er feierlich eine Hand auf seine eingefallene Brust: „Meinen Anteil wird Gott mir an anderer Stelle geben."

Diese Erklärung löste ein solches Gelächter aus, daß er nie wieder seine Ansichten in Gesprächen mit Soldaten laut werden ließ. Er spürte wohl auch, daß ihn dies von den Soldaten isolieren würde. Und das erschien ihm hier an der Front besonders schrecklich, ja gräßlich.

Es dauerte nicht lange, und das Regiment kam in die vorderste Linie. Das brachte ihm ein neues, eigenartiges Erlebnis. Er lag im Gras und beobachtete die Anhöhe, auf der sich die deutschen Stellungen befanden. Neben dem Hügel, hineingeschmiegt in ein Wäldchen, duckte sich ein kleines rosafarbenes Sommerhaus unter rotschimmernden Wolken. Sicher gab



es da auch einen Pfad, der weiß beschneit war von herabgerieselten Apfelblüten ... Von dort, sagten die Soldaten, schießt ein deutscher Scharfschütze und tötet unsere prächtigen Burschen. Mit angehaltenem Atem betrachtete er das Häuschen, und ein unbekanntes, beklemmendes Gefühl überkam ihn. Warum zerstört man dieses Häuschen nicht mit der Artillerie? fragte er sich kopfschüttelnd. Warum begräbt man diesen verfluchten Kerl nicht unter den Trümmern? Diese mörderischen Gedanken waren Ilja urplötzlich gekommen und verwirrten ihn. War es nicht doch gerecht, Mörder zu töten? Das Evangelium gab leider auf diese Frage keine erschöpfende Auskunft, und das erfüllte ihn sekundenlang mit dumpfer Gereiztheit. Um sich vor diesen „sündhaften" Gedanken zu retten, richtete er seine Blicke zum Himmel, der an diesem Morgen in einem unsagbar zarten und reinen Blau leuchtete. Welch herrlicher Himmel, dachte er bewegt. Auf einmal jedoch schien es ihm, als sei dies gar nicht der Himmel, sondern als schaue er seiner kleinen, gerade aus dem Schlaf erwachten Tochter in die blauen Äugelein. Wie köstlich, wie unerwartet war diese Stille über den Schützengräben des Todes! Neben dem rosafarbenen Haus ragten dunkle Tannen, und nach dem Hügel hin breitete sich ein ganzer Wald Kirschbäume, die am Verblühen waren, wie Nebel aus. In der Ferne befand sich anscheinend ein Sumpf, denn dort schimmerte Schilfrohr – rotblond wie das Haar der Frau des evangelischen Pastors im Dorf. Wunderschön ist es, auf dieser Welt zu leben, dachte er und vergaß dabei das Leben im Jenseits. Ob die andern wohl auch sahen, wie schön es dort drüben war?

Die Soldaten blickten nur selten zu dem Haus hinüber. Ganz weit links, kaum sichtbar, mitten in den brachliegenden Äckern, deren Schollen die Frühlingssonne schwellte, befanden sich die Bunker des Feindes. Äcker dehnten sich nach allen Seiten. Die aufgelockerte Erde mit ihrem frischen Duft ließ die Soldaten schwach werden, weckte in ihren Herzen eine unstillbare Sehnsucht: In diese herrliche Erde Pflugscharen, schöne glänzende Pflugscharen hineinbohren, diese Erde aufwerfen und gute, fruchtbringende Saat in sie senken können. Ach, die Äcker in der fernen, teuren Heimat! Eine brennende Ungeduld trieb sie fast aus den Gräben, wie Eidechsen, die sonnige Stellen suchen. Die da drüben aber konnten sie daran hindern; man mußte sie möglichst rasch unschädlich machen. Vielleicht wurde der Angriff deshalb so drängend vorgetragen. Eine der Kompanien stürmte auf das rosa Haus zu, von der Flanke der Anhöhe, die von einschlagenden Geschossen in Dunkel gehüllt wurde. Vorwärts! Der Politstellvertreter des Bataillons lief hochaufgerichtet seinen Leuten voran und gab mit klarer, fester Stimme die Kommandos. Aus dem Haus zischten Kugeln und wirbelten ringsum auf den Äckern kleine Staubwolken auf. Immer wieder netzte ein



Illustration: Rudolf Grapentin

Soldat mit seinem Blut die lockere Erde. Doch unaufhaltsam setzten die Soldaten ihren Angriff fort, krochen und rannten mit haßerfüllten Blicken. Einige Maschinengewehre hielten unermüdlich das Haus unter Feuer, und das Panzerabwehrgeschütz durchlöcherte erbarmungslos sein rosiges Antlitz. Dann krachten Handgranaten, und aus den zerschlagenen Fenstern des Hauses schlängelten sich Rauchfahnen hervor wie aus dem Rachen eines erlegten Drachen im Märchen. Eine Scheune geriet in Brand. Die Deutschen flohen ins Freie und wurden vom gezielten Feuer der Maschinenpistolen getroffen. Die Kompanie stürmte weiter, und erst am Rand des Kanals machten die Soldaten halt. Unzufrieden liefen sie hin und her wie Ameisen, die auf ein unüberwindliches Hindernis gestoßen sind. Die Kampfordnung zerfiel; die Soldaten versuchten, die Tiefe des Wassers festzustellen. Einige besonders ungeduldige Kämpfer schwammen hinüber und gingen am anderen Ufer sofort in Deckung.
Den Deutschen kam der starke Vorstoß an dieser Stelle offenbar unerwartet, denn ihr Minenwerfer- und Geschützfeuer war anfangs nur schwach und ungenau. Erst nachdem der Durchbruch schon erfolgt war, konzentrierten sie ihr Feuer auf die Angreifer, die aber bereits die von den Deutschen verteidigte Anhöhe umgangen hatten. Schon waren die Soldaten in geduckter Stellung dabei, sich einzugraben. In diesem Augenblick kam der Befehl, den Angriff um jeden Preis über die Anhöhe hinaus fortzusetzen. Der Leutnant hob den Hörer nochmals ans Ohr, ließ ihn aber verärgert sinken. Die Verbindung war unterbrochen.
„Sofort ausbessern!" rief er nervös. „Ilja!" Ilja war schon unterwegs. „Zu Befehl", murmelte er über die Schulter zurück und beschritt stumm den Weg, den die Kameraden mit ihrem Blut getränkt hatten. Das rosa Haus, in einem Trauerrahmen von Rauch, zog ihn mit unwiderstehlicher Macht an. Mit verhaltenem Atem ging er vorwärts und ließ keinen Blick von dem Kabel, das sich rot wie eine Blutspur durch das Grün wand. Auf dem Hof angelangt, befiel ihn plötzlich ein nervöses Frösteln. Das also war der traulich-stille Winkel, der morgens und abends stets so rosig schimmerte und der jetzt, zwischen finsteren Tannen und rauchumwölkt, nur noch düster schön wirkte. Kein Mensch war zu sehen. Hier und da lagen Leichen mit ausgebreiteten Armen und mit erloschenen Augen, die in den blauen Himmel starrten. Blut war auf den weißen Sand der Gartenwege geflossen und bei diesem Anblick sträubten sich dem Soldaten die Haare.
Eine Granate flog fauchend und ekelhaft zischend heran. Im nächsten Augenblick glich Ilja in seiner Unbeweglichkeit fast einem Toten. Eine Detonation und gleich darauf in nächster Nähe ein Gewehrschuß . . .
Allein, inmitten der unheimlichen Rauchschwaden, verspürte Ilja Angst in sich brennen. Wer

mochte hier, so weit hinter der Kampflinie, noch schießen? Lautlos kroch er an der Hecke entlang, ein neuer Schuß ließ ihn zusammenfahren. Vorsichtig hob er den Kopf und verharrte wie angewurzelt an seinem Platz. Dicht vor ihm, neben den Sträuchern, sah er einen Deutschen, der bis zu den Ellenbogen in einem Loch steckte und sorgfältig zielte. Er erkannte auf den ersten Blick, daß dieWaffe des Deutschen mit einem Zielfernrohr versehen war. Handelte es sich etwa um denselben Scharfschützen, der so viele bulgarische Soldaten in der früheren Stellung getötet hatte? Den Kopf des Deutschen bedeckte ein Stahlhelm, seine Schultern ein Tarnumhang. Da, wieder ein Schuß! Unten, auf den Wiesen, genau in Zielrichtung gewahrte Ilja undeutlich Soldaten in bräunlicher Uniform: seine Kameraden.

Im ersten Moment wußte er, gelähmt vor Schreck und Wut, nicht, was er tun sollte. Rufen? Das hieße sofort von dem Deutschen erschossen zu werden. Zum Teufel noch mal! Jetzt erst merkte er, daß er bei seinem hastigen Aufbruch vergessen hatte, das Gewehr mitzunehmen. Was nun? Sein Gehirn arbeitete fieberhaft: zu einer der Leichen kriechen, die Waffe nehmen ... Doch schon hob der Deutsche von neuem langsam sein Gewehr mit dem Zielfernrohr — das bedeutete nichts anderes als daß im nächsten Augenblick wieder ein Kamerad rücklings ins Frühlingsgras stürzen würde, erschossen ... Ilja richtete sich zu voller Größe auf, lang, totenblaß, ein gefährliches Funkeln in den Augen.

Er konnte sich später nicht mehr genau entsinnen, was weiter geschehen war. Ob er gelaufen oder geflogen war?

Blitzschnell schlug er seine knochigen, voll Ingrimm vorgestreckten Hände wie eiserne Klammern um den Hals des Deutschen, der ihm entgeistert entgegenstierte. Wohl bemerkte Ilja sekundenlang diese entsetzten Augen, doch seine Finger krallten sich nur noch erbitterter in des Feindes sehnigen Hals. Der Deutsche kämpfte verzweifelt um sein Leben, aber das enge Loch, in dem er stand, schränkte seine Bewegungsfreiheit ein. Dennoch gelang es ihm, seine Zähne in die würgende Hand Iljas zu graben, der vor Schmerz aufbrüllte. Im gleichen Moment begriff er: Nur wer von ihnen beiden durchhielt, konnte sein Leben retten. Für einen Augenblick übermannte ihn Verzweiflung, die Zähne des Scharfschützen schienen seine Hand zu zermalmen, die eiserne Klammer seiner Hände verlor an Kraft.

Der Deutsche röchelte heiser, auch seine Kräfte ließen von Sekunde zu Sekunde nach. Ilja drückte ihn zur Erde nieder, und wieder begegnete ihm der Blick des Feindes. Dessen Augen hatten sich schon getrübt, ihr Ausdruck erinnerte Ilja an ein verwundetes Tier. Ilja kam es vor, als schlüge ihm jemand auf die Hände, als zöge ihn jemand gewaltsam zurück. Erbarmen und Mitleid löschten seinen Grimm, seine Augen füllten sich mit Tränen. Er seufzte schwer und lockerte den Würgegriff. „Ergib dich!"

Der Deutsche hatte sich mit den Zähnen so in das warme Menschenfleisch verbissen, als wäre er berauscht von dem Blut, das ihm über das Gesicht rann.

„Loslassen, du Hund", schrie Ilja, der vor Schmerz fast verging. Statt einer Antwort fuhr ihm die Hand des Deutschen ins Gesicht und versuchte, ihn zu packen.

Das bedeutete das Ende für den Scharfschützen; Ilja klammerte von neuem seine Finger um den Hals des Feindes und gab ihn erst frei, als er überzeugt war, einen Toten in den Händen zu halten. Erschöpft ließ er sich ins Gras sinken. Das wilde Pochen seines Herzens erfüllte ihn mit Angst. Es wird zerbersten, dachte er, es wird das alles nicht aushalten! Doch plötzlich tranken sich seine Augen voll mit der Bläue des Himmels, die so rein war wie die Augen seiner kleinen Tochter. Er lächelte. Langsam beruhigte sich sein Herz, ein Lichtstrom ergoß sich in seine Seele: Er hatte seine Kameraden vor dem Tod bewahrt, hatte ihnen helfen können. Was wollte er mehr?

Noch rauchten die Ruinen der Häuser, und die Bauern, vom Anblick der Schutthaufen erschüttert, liefen verstört umher und bargen hier und da aus den Trümmern einen Gegenstand, der wie durch ein Wunder heil geblieben war. Die Helden des Regiments waren auf dem schmutzigen Dorfplatz angetreten. Vor wenigen Stunden erst war das Dorf befreit worden. Nun verteilte der Regimentskommandeur die Auszeichnungen und drückte jedem Soldaten herzlich die harten, verdreckten Hände. Die Hand Iljas behielt er länger in der seinen, und ein freundliches Lächeln überzog sein von Schlaflosigkeit welkes Gesicht. „Ihre Heldentat schätze ich besonders hoch ein", erklärte er. „Sie verdient wirklich höchste Anerkennung!"

Iljas Augen wurden feucht. Um seine Verlegenheit nicht zu verraten, erwiderte er absichtlich leise: „Ich habe nur meine Pflicht getan, Herr Oberst!"

„Sie haben sie ausgezeichnet getan ... Was für Blut ist da an Ihrer Jacke? Von der Hand?" „Von den schwachen Kapillargefäßen, Herr Oberst!" Die Offiziere um den Kommandeur lachten Ilja freundlich zu. Der Oberst aber wandte sich zu seinem Adjutanten und befahl schmunzelnd: „Gebt ihm schnellstens eine neue Uniform ... Und auch eine frische Garnitur Unterwäsche."

Iljas Lider flatterten verdächtig.

„Wenn Sie gestatten, Herr Oberst, möchte ich um meine Versetzung in die Infanteriekompanie bitten."

Verblüfft schob der Oberst sein Käppi in den Nacken und warf dabei seinem Stellvertreter einen Blick zu, als wollte er fragen: Nun, was meinst du? Der junge Offizier blickte den Ausgezeichneten lächelnd an und sagte: „Jeder kann, wo immer er auch stehen mag, seine Pflicht tun. In unserer Armee gibt es keinen Dienst, der weniger wichtig wäre."

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

Und weiter schritt die Gruppe der Offiziere, zum nächsten Helden.



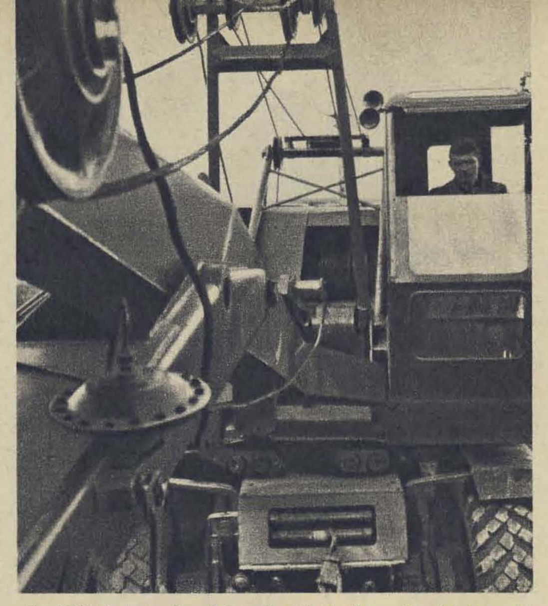
WALTER FLEGEL

Deine Stadt

Was war die Stadt für mich, ehe ich Dich traf?
Das Denkmal an der Elbe, die Kaserne
und Distelwiesen, die ich noch im Schlaf
durchkroch bis in die stachelharte Ferne.

Du schenktest mir die Stadt am Hang des Flusses,
Du zeigtest mir das hohe Uferschloß,
und mit dem warmen Atem jedes Kusses
die Stadt mich liebevoller an sich schloß.

Nun, da ich wieder in den Distelwiesen
mich an den Händen wundstech und den Knie'n,
von neuem Bäche Schweiß an mir verfließen,
seh ich, daß auch die Disteln prächtig blüh'n.



Mit Händen und Füßen bedient der Maschinist aus seiner Kabine den Bagger.

Beim Bau von Führungsstellen und Gefechtsständen mühten sich bislang die Pioniere im Schweiße ihres Angesichts mit Spaten und Schaufel. Immerhin holten zehn Mann in der Stunde 10 m³ Erdreich aus der Baugrube. Nun tritt an die Stelle der braven Schippe der große Löffel. Mit richtigem Namen heißt er Autobagger E-305-W, gehört zur Gruppe der Stellungsbau-Straßenbaumaschinen und ist ein Universal-Löffelbagger, kann mit Tief- und Hochlöffel sowie als Kran eingesetzt werden. Spielend schafft er, mit zwei Mann Besatzung, die Leistung von 40 . . . 45 m³/h ohne ins Schwitzen zu kommen. Damit steht es 20 : 1 für ihn und kein Pionier mißgönnt ihm das.

Der Autobagger ist dank seines Basisfahrzeuges, des sowjetischen LKW KRAS 214, sehr geländegängig, und seine Besatzung – Fahrer und Maschinist – müssen Könner auf ihrem Gebiete sein. Der Bagger selbst besitzt einen eigenen Antrieb, einen Vierzylin-

Trägerfahrzeug ist der sowjetische geländegängige LKW „KRAS 214".

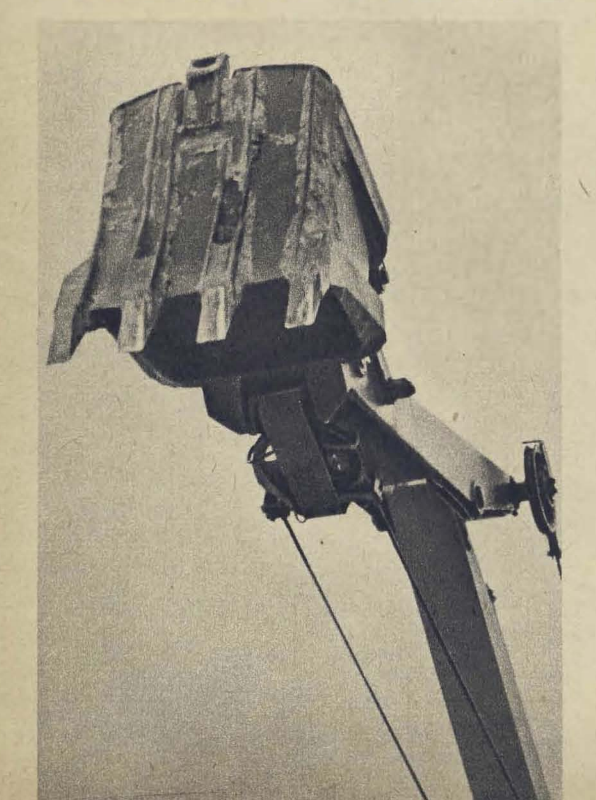
Mit dem Hochlöffel wird das Erdreich von unten nach oben ausgehoben und durch die Klappe ausgeschüttet. Den Hochlöffel setzt man ein, wenn Hänge und Böschungen abgebaut, Deckungen am Hang ausgehoben, Dämme aufgeschüttet oder zerstörte Gebäude abgetragen werden sollen.





20:1 für den großen Löffel

So sieht der Tieflöffel aus. Die Öffnung mit den „Zähnen“ weist nach unten. Mit ihm werden Gräben und Gruben ausgehoben, An- und Überfahrten gebaut.



der-Viertaktdieselmotor von 48 PS. und wird von der Kabine aus über Schalthebel sowie Pedale pneumatisch-mechanisch bedient. Sein Maschinist arbeitet sozusagen mit Händen und Füßen im wahrsten Sinne des Wortes, denn bei einem Arbeitszyklus (senken, füllen, heben, drehen, ausschütten, drehen) können bis zu drei Bewegungen (Drehplatte, Ausleger, Baggerlöffel und Löffelboden) gleichzeitig ausgeführt werden. Vier solche Zyklen pro Minute schafft ein guter Maschinist.

Der Einsatz des Autobaggers unterscheidet sich nach Räumungsarbeiten unterhalb und oberhalb des eigenen Standpunktes sowie nach dem Räumen des Bodens an der Stirnseite und seitlich des Fahrzeuges. Dabei können mit dem Tieflöffel Gruben bis 3,5 m Breite durch einmaliges und über 3,5 m Breite durch zweimaliges Aufstellen des Autobaggers ausgehoben werden.

Der Baggerlöffel hat einen Rauminhalt von 0,3 m³. Werden Löffelstiel und Baggerlöffel umgedreht und die Seilführung verändert, kann der Bagger entweder mit Tief- oder mit Hochlöffel eingesetzt werden. Für den Umbau werden 1 bis 1½ Stunden benötigt.

Der Bagger arbeitet mit Tieflöffel. Der geräumte Boden kann bis zu 6,60 m Entfernung vom Mittelpunkt der Drehplatte ausgeschüttet werden.



Mit dem Tieflöffel können Gräben bis 4,1 m und Gruben bis 3,40 m Tiefe ausgehoben werden. Die größte Reichweite mit dem Tieflöffel beträgt 7,50 m.

Mit dem Hochlöffel kann ein Bereich (vom Mittelpunkt der Drehplatte gerechnet) von 2,90 m – 6,30 m bis 6,5 m Höhe bearbeitet werden. Die mittlere Förderleistung beträgt mit Tieflöffel 40 m³/h und mit Hochlöffel 45 m³/h.

Als Kran genutzt beträgt die Tragfähigkeit 5,0 Mp.

Der zweckmäßige Einsatz des Autobaggers besteht im Ausbau von Führungsstellen und Gefechtsständen durch Ausheben von Gruben mit dem Tieflöffel hinter dem Fahrzeug und Einsetzen der Betonelemente mit dem Kran oder dem Ausheben von Deckungen an Hängen mit dem Hochlöffel.

Der Autobagger E-305-W ist d i e Stellungsbaumaschine, die geeignet ist, die umfangreichen und speziellen Aufgaben der Pioniere im modernen Gefecht schneller und besser erfüllen zu helfen. Mo.



45 m³/h schafft das Gerät bei der Arbeit mit dem Hochlöffel.

Soldaten schreiben für Soldaten

Das Rezept

Es sprach sich schnell herum: Unser Regiment hat einen neuen Arzt, eine Ä r z t i n bekommen. Eine ganz junge noch. Bald schwärmten nicht wenige Genossen von ihr. Sie sieht gut aus, lacht gern und ist sooo höflich... Doch auch energisch konnte sie sein... Genosse Oberfeldwebel Müller, einer der ältesten Genossen der Dienststelle, wußte es aus eigener Erfahrung. Nach einer Operation aus dem Krankenhaus entlassen, erschien er bei der neuen Ärztin zur Nachuntersuchung. „Ist ja alles prima verheilt, Genosse Müller", lobte die Ärztin. „Allerdings, schonen müssen Sie sich noch. Ich werde Sie deshalb für das nächste halbe Jahr von der Ausbildung befreien."

Da war sie aber an die richtige Adresse gekommen. „Der kleine Kratzer ist längst nicht mehr zu merken", behauptete Müller. „Und ab nächste Woche beginnt die neue Ausbildungsperiode, und ich bin Zugführer, und ich habe einen Wettbewerb um die besten Ausbildungsergebnisse vorgeschlagen. Sie denken wohl, der Müller gehört schon zum alten Eisen? Ich hab' vor der Operation den Jungens noch was vorgemacht und werd's auch jetzt wieder. Ob sie's genehmigen oder nicht, basta!"

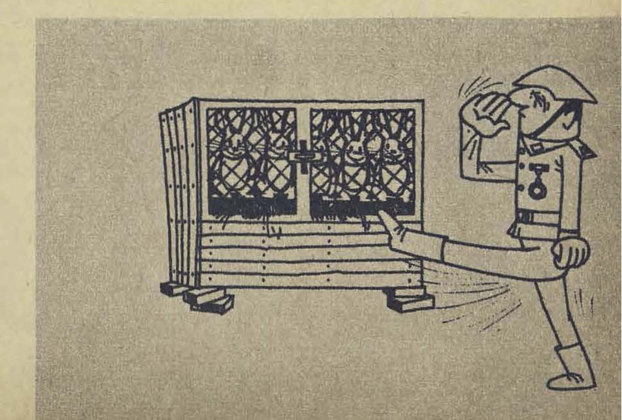
Die Ärztin lächelte nicht mehr. „Ob Sie an der Ausbildung teilnehmen oder nicht, hängt nicht nur von Ihnen ab. Da hat auch der Arzt ein Wörtchen mitzureden." So ging es hin und her. Am Ende blieb natürlich die Ärztin Sieger.

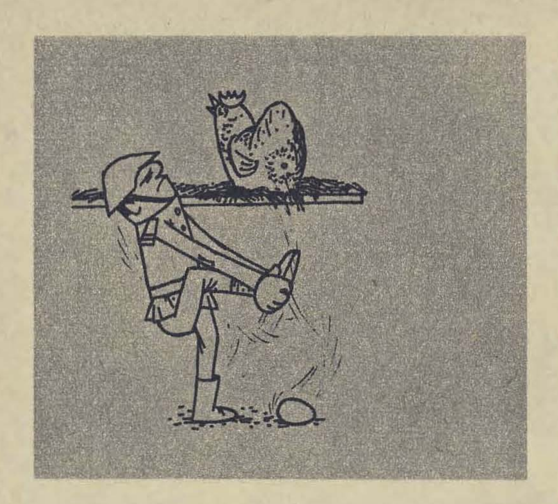
„So ein Dickschädel, die junge Ärztin", brummelte Genosse Müller, als er bei einem Regimentsball einigen Genossen davon erzählte. „Und das nennt sie Sorge um den Menschen. Ein Hemmschuh der körperlichen Ausbildung – das ist die neue Ärztin."

Stabsgefreiter Steinert, der die ganze Unterhaltung mit anhörte, kniff die Augen zusammen und strich über seinen ansehnlichen Bauch. Eine Woche darauf ließ er sich zur Sprechstunde der Ärztin melden. Er wurde höflich empfangen. „Die Sache ist die", begann Genosse Steinert weitschweifig, „der Umstand, daß mir vor zehn Jahren der Blinddarm herausoperiert wurde, bereitet mir Schwierigkeiten. Ich möchte natürlich meine Kampfkraft erhalten, aber ich könnte mir doch gewissermaßen beim Dienstsport... Ich meine, mir fehlt etwas. In meinem Bauch... kurz, Genossin Doktor, ich habe Schwierigkeiten mit dem Bauch und der Ausbildung. Das ist, im Zusammenhang gesehen, ein echter Konflikt. Nun suche ich Rat bei Ihnen. Wenn Sie mir helfen könnten, etwa in Form eines kleinen Zettels, verstehen Sie?" Die Ärztin war wirklich höflich. Sie untersuchte Genossen Steinert sorgfältig und fragte schließlich: „Sie brauchen also ein Attest?"

„Jawohl, genau das!" Genosse Steinert strahlte und dachte: ‚Ein prächtiges Fräulein, die weiß, wo der Schuh drückt!' Die Ärztin schrieb inzwischen, hielt inne, überlegte und schrieb weiter. Genosse Steinert blieb in der Mitte des Sprechzimmers stehen, knöpfte sich das Hemd zu und sagte sich: ‚Ein gebildeter Mensch, sieh mal an, was sie alles aufschreibt. Die weiß, was mir fehlt. Die anderen wollten es mir nicht glauben.'

Die Ärztin hatte es jetzt eilig. Im Wartezimmer saßen noch einige Genossen. Sie begleitete Genossen Steinert zur Tür, drückte ihm zwei Zettel in die Hand und sagte: „Ich glaube, was ich Ihnen aufschrieb wird helfen; haben Sie keine Angst, dem Bauch wird wirklich nichts geschehen. „Der Nächste bitte!" – „Die ist prima!" beeilte sich Steinert den anwesenden Genossen zu versichern. „Ich will doch mal sehen, was sie mir da alles verschrieben hat." Er setzte sich auf einen Stuhl. Alle hingen an seinem Munde. Doch plötzlich sprang er auf, hochrot vor Zorn, knüllte dabei die Zettel zusammen und warf sie in blinder Wut auf den Boden. Doch im nächsten Moment besann er sich – aber schon hatte sich ein Unteroffizier der Papierkugeln bemächtigt. Steinert wurde blaß und stürzte aus dem Warteraum hinaus. Alle lachten und sahen neugierig auf

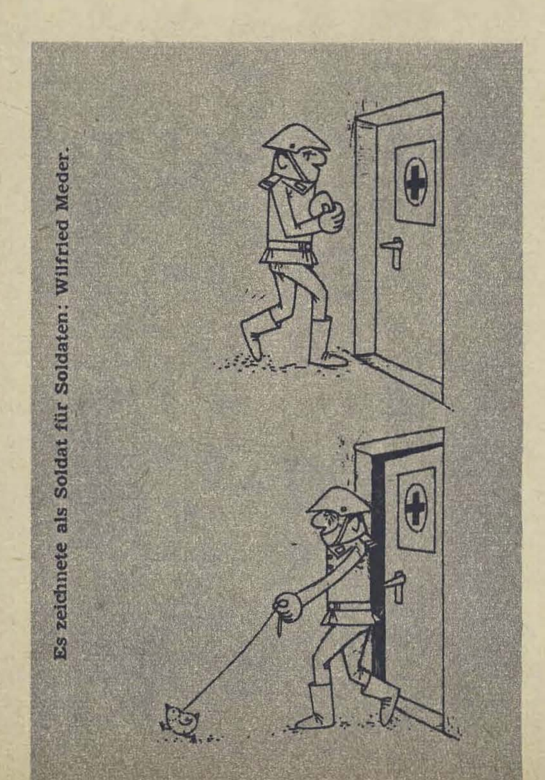




den Unteroffizier. Der glättete das Papier und las unter dem Gelächter der Wartenden laut vor: „Morgens Sport (am besten Gymnastik); jede Woche am Dienstsport teilnehmen, keine Massensportfeste versäumen! Erwerb des Sportabzeichens nicht vergessen." Der andere Zettel war ein leerer Aufnahmeantrag der Armeesportvereinigung. *K.-Heinz Dietz*

Der Wüstling

Erwartungsvoll stand die Kompanie zur Postausgabe angetreten. Hauptfeldwebel Schneider stutzte zwar, als er zum dritten Mal den Namen David aufrief, aber noch lächelte er nachsichtig. Das gibt sich, mochte er denken.



Es zeichnete als Soldat für Soldaten: Wilfried Meder.

Kehrtwendungen, die keine sind, übersieht in den Anfängen der militärischen Laufbahn auch der gestrengste Hauptfeldwebel. Dann wurden Soldat David's zahllose Kehrtwendungen zum Postempfang immer exakter, aber dafür wurde von Mal zu Mal das Gesicht des Hauptfeldwebels gestrenger.

David hält den Rekord! Den Briefempfangskompanierekord. Erst eine Eva, Inge und Sonja. Jetzt sind eine Waltraud und eine Lotte noch hinzugekommen. – Die Ahnungslosen!

Als wieder ein neuer Mädchenname – Roswitha – auftauchte, schlug das dem Faß den Boden aus. „Wüstling!" zischte Kunze. David setzte eine lichtblaue Engelsunschuldsmiene auf. „Wüstling? Warum?"

„Jawohl, Wüstling! Du erlaubst Dir ja feine Späßchen. Führst die Mädchen alle an der Nase herum. Willst uns wohl imponieren, was? Eine Affenschande!"

David lächelte hochmütig und pustete bedächtig ein Stäubchen von seinem Ärmel.

Am Abend saß die Gruppe beim Kartoffelschälen. David war anderweitig eingesetzt.

„Man müßte ihn 'reinlegen!"

„Reinlegen? Gut, aber wie?"

Einfach den Mädchen schreiben, ihnen die Augen öffnen, wem sie auf den Leim gekrochen sind."

„Zusammen herbestellen!!!"

Abgemacht. Sonntag. Kein Wort darüber!"

Die Woche hatte Leim an den Tagen. David ahnte nichts. Der Tausendsassa ging wie der Sturmwind über die Hindernisbahn, spielte Volleyball wie ein junger Gott und empfing seine zahllose Post mit dem betont harmlosen Getue des abgefeimten Unholds. Warte nur – frohlockten wir, dem Gockel werden wir den Kamm schon stutzen.

Endlich! Sonntag nachmittag. Die Gruppe war ausgangsfertig. „Du kommst doch mit?" wandten wir uns an David, der noch vor dem Spiegel stand. „Natürlich!" beeilte sich David zu versichern, „wie ausgemacht, wir gehen geschlossen."

Scheinbar ziellos bummeln wir durch die Stadt, steuern wie zufällig zum Bahnhof. Da – unser Plan war prima! – Plötzlich stürmt mit großem Hallo eine Schar Mädchen auf uns zu – auf David! Im Nu ist er umringt.

Schreckliche Bilder malt unsere Phantasie. Schirmschläge – Schimpfworte – – – doch nichts dergleichen! Im Gegenteil, die freudige Begrüßung nimmt kein Ende. Wir stehen starr vor Erstaunen.

Da wendet sich David zu uns, sein Gesicht strahlt, hochrot vor Freude. „Hallo, Jungs! Eine tolle Überraschung für mich. Darf ich vorstellen: Unsere vollständige BSG Volleyballmannschaft. Spielen große Klasse. Kunststück – wo ich ihr Trainer bin!"

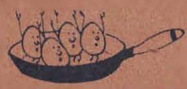
PS. Wenn Roswitha mir schreibt, steht immer ein Gruß an David dabei. Und ich, glaubt mir, richte ihn stets pünktlich aus.

Hauptmann Franke





ARME EIER Senfeier stehen auf dem Küchenzettel. Der Koch steht an der Feldküche und rührt die Soße. Über seiner Arbeit hat er ganz vergessen, daß er die MPi noch auf dem Rücken hat. „Was machen Sie denn da mit der MPi an der Feldküche?" fragt der Kompaniechef. „Wissen Sie nicht, daß das verboten ist?" „Ja, gleich", erwidert der Koch. „Ich will nur noch die Eier abschrekken."



AUGENMASS Auf einem MLR-Schiff unserer Volksmarine ist verstärkte Luft- und Seeraumbeobachtung befohlen. Der Kommandant erhält die Meldung: „Voraus Frachter, Entfernung fünf!"



Er sieht in die angegebene Position. Sein Gesicht verfinstert sich. „Schätzen Sie genauer, das sind höchstens drei Seemeilen." Postwendend bekommt er zur Antwort: „Bis zum Bug drei, bis achtern fünf Seemeilen."



ES KLAPPT Junge Soldaten exerzieren. Der Gleichschritt klappt. Nur mit der Körperhaltung ist Feldwebel Menz nicht zufrieden. Das werden sie auch noch lernen, denkt er und kommandiert: „Arme hoch und Kopf durchschlagen!" Ein Ruck geht durch die Marschkolonne. Die Soldaten haben jedoch Mühe, ihr Kichern zu unterdrücken.

Vignetten: Parschau



ANGENEHM! KRAUSE! Nach der Einkleidung mustert der Hauptfeldwebel die neuen Soldaten seiner Kompanie. Dabei fällt ihm ein Genosse auf, dessen gelber Hemdkragen aus dem Uniformrock herausragt. „Treten Sie vor!" fordert er ihn auf. Unbeholfen schiebt sich der Soldat aus dem Glied und baut sich vor dem Hauptfeldwebel auf. „Wie heißen Sie?" fragt der in gewohnt militärischer Tonart. Darauf der Soldat: „Krause! Und du, Kollege?"

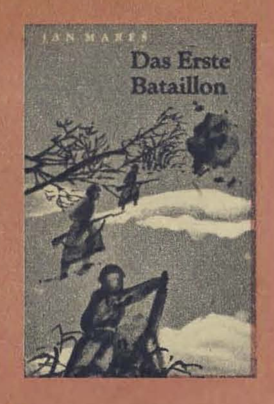


Festung am Rhein

Ein tschechoslowakischer Film mit internationaler Besetzung

Gefangene Generäle der Westmächte erfahren, daß der deutsche Festungskommandant General von Hoppe Befehl gab, 10 gefangene Soldaten wegen angeblicher konspirativer Tätigkeit zu erschießen. Die Generäle treten in den Hungerstreik, um von Hoppe zur Annulierung des Befehls zu bewegen. Vorsichtshalber vereinbaren sie aber durch einen Mittelsmann mit den Soldaten, daß ihre „Hauskapelle" im Falle der doch erfolgten Exekution einen Walzer spielen wird. Von Hoppe gibt den Generälen sein Ehrenwort, die Soldaten am Leben zu lassen. Die Generäle beenden den Streik und vernehmen am nächsten Tag die Walzermelodie. Einige Generäle plädieren für Fortsetzung des Streiks, aber der Engländer und der Amerikaner klären sie darüber auf, daß ihre Aktion eine Geste der Selbsterhaltung war, um nach dem Kriege beweisen zu können, daß sie gegen den Faschismus gekämpft haben. Jahre nach dem Hungerstreik begrüßt der amerikanische General Atwood in Amerika den Bundeswehrgeneral von Hoppe. Wie einst auf der Festung trägt auch jetzt wieder ein Fahrstuhl die beiden Männer in die Höhe. „So sind wir schon einmal gefahren", sagt von Hoppe. „Das ist schon lange her", erwidert der Amerikaner gleichmütig. Und während die Kamera das Bild der beiden erstarren läßt, ertönt noch einmal der Walzer des Verrats, der einst ihrem Bündnis voranging.

DMV 1964, 312 Seiten, 8,20 DM



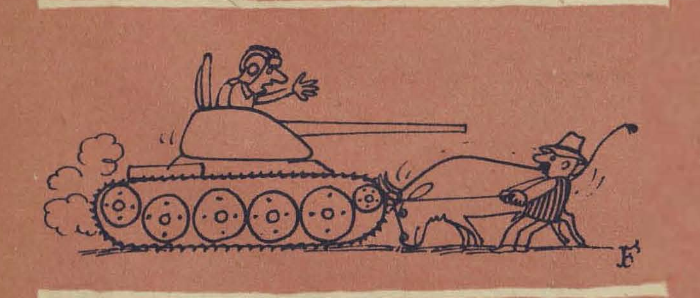
Jan Mareš: Das Erste Bataillon

Man liest es mit Erstaunen, und man kann es anfangs nicht begreifen: Da gestattet die Regierung der Sowjetunion, daß auf ihrem Territorium nationale tschechische Einheiten unter eigenem Kommando aufgestellt werden, um am Kampf gegen die faschistischen Eindringlinge teilhaben zu können, und tschechische Offiziere versuchen, mit dieser Truppe ein Machtinstrument in die Hand zu bekommen, das sie gegen ihr Gastland ausspielen können. Die Sowjetunion gibt ihnen Unterkunft und Verpflegung, bietet ihnen Heimatrecht, sie gibt Waffen, aber – Kommunisten sind im Ersten Bataillon unerwünscht. Die Faschisten sind zwar Hauptfeind, die Befreiung der Heimat, die Befreiung Prags das Ziel; doch irgendwo gibt es Gerüchte, die von der Regierung in London gelenkt werden, das Beispiel des polnischen Generals Anders, der mit seiner Armee die Sowjetunion verließ, scheint Nachahmer zu finden. Und die Kommunisten im ersten tschechischen Bataillon müssen sich heimlich treffen. Offiziere machen sich verdächtig, wenn sie nach den im Kampf erprobten sowjetischen Dienstvorschriften unterrichten und nicht nach den veralteten tschechischen. Dem kommunistischen Abgeordneten Gottwald ist ein Zusammentreffen mit Soldaten nicht zu ermöglichen.

Die Soldaten wurden nach zwei Methoden ausgebildet, und sie konnten am eignen Leib verspüren, welche die bessere war. Und sie konnten auch nicht einsehen, daß der Weg über Persien und England nach Prag kürzer sein sollte als der durch die Ukraine und durch die Slowakei. Dann trennt der Einsatzbefehl die Echten von den Unechten. Jetzt zeigt sich, wer es ehrlich meint, und bei Charkow geben tschechische Soldaten ihr Blut für ihre Heimat und für die Sowjetunion.

Das Buch zeigt recht deutlich die Schwierigkeiten bei der Entstehung unserer tschechoslowakischen Bruderarmee und die Opfer, die sie gegen die Faschisten brachte; es zeigt, wie man Soldaten gut und wie man sie schlecht ausbilden kann. Und es zeigt den erbarmungslosen Kampf später an der Front. Leider wird das Buch dann zum reinen Kriegsbuch, die eigentlichen Konflikte werden nicht gelöst, das äußerliche Geschehen überschwemmt den Gehalt. Aber die Genossen, die nach dem Buch greifen, werden ihre Zeit bestimmt nicht vertun.

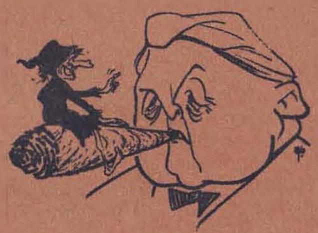
Claus





Das Handwerk gelegt

Jetzt wissen wir's genau, weshalb Professor Ludwig Erhard die westdeutschen Arbeiter zum „Maßhalten" auffordert. Er selbst erklärte es in einer Rede über die westdeutsche Industrieproduktion vor Handwerkern in Hamburg: „Während wir von 1950 bis 1960 eine jährliche Zuwachsrate von 6 bis 8 Prozent zu verzeichnen hatten, steht uns für das ganze Jahrzehnt bis 1970 – teils wegen der Mauer, aber auch wegen der geburtenschwachen Jahrgänge nur noch ein Plus von maximal drei Prozent zur Verfügung."



Zeichnung: Arndt

Jetzt verstehen wir auch endlich, weshalb unsere Grenzsoldaten angeblich die Freiheit und Menschlichkeit mit Füßen treten. Es ist die Freiheit, bei uns qualifizierte Facharbeiter ausbilden zu lassen, und die Unmenschlichkeit, den westdeutschen Kapitalisten nicht mehr zu gestatten, diese Fachkräfte abzuwerben und damit einen zusätzlichen Profit auf unsere Kosten zu erzielen.

Sei folgende Frage noch gestattet: Glaubt Erhard wirklich, nach 1970 das alte, schmutzige Handwerk wieder aufnehmen zu können? Darauf könnte man nur mit den Worten eines der in Hamburg versammelten Handwerker antworten: „Die Zeit, als dies Handwerk noch goldenen Boden hatte, ist vorbei."

OBERFELDWEBEL PETER UHLIG

Geboren: 2. 7. 1940. Beruf: Spitzendreher. Klub: ASK Vorwärts Leipzig. Größte Erfolge: Mitglied der siegreichen DDR-Motorsportmannschaft bei der Sechstagefahrt 1963, Deutscher Meister im Geländesport in der Klasse 5 1961, 1962, 1963.

Major Neumeister, der Mannschaftsleiter des Leipziger Geländefahrers, wurde einmal nach den hervorstechendsten Merkmalen seines Schützlings gefragt. Und ohne langes Überlegen gab er diese Charakteristik: „Peter Uhlig ist vor allem nervenstark und hat einen Wagemut, der allgemein bewundert wird." Von klein auf schwärmte Peter für die schnellen „Hirsche", und als er das letzte Schulzeugnis ausgehändigt bekam, unterschrieb er auch gleich einen Lehrvertrag beim VEB Motorradwerk Zschopau. Meister seines Faches geworden, wollte Peter seine Kenntnisse anbringen. Er wurde Soldat, absolvierte eine Grundausbildung und kam zum ASK Berlin unter die Fittiche von Altmeister Rosenbruck. Sein Premierenjahr 1960 allerdings begann wenig verheißungsvoll. Der junge Armeesportler brach sich die Hand und mußte sich erst einmal die Motorsportveranstaltungen vom Rande der Strecken anschauen. 12 Monate später machte er dann aber sein Pech gleich mit einem besonderen Erfolg wett. Er wurde Deutscher Geländesportmeister auf der 175er MZ. Das „große Jahr" war die letzte Wettkampfsaison. Zur Österreichischen Alpenfahrt startete er erstmalig als Mitglied der Nationalmannschaft, bei der Tatrafahrt errang er eine Goldmedaille, und dann kam Spindleruv Mlyn und damit die „Six days". Der Artist auf der MZ-Maschine wuchs über sich hinaus und errang mit seinen Kameraden einen Sieg, von dem noch lange Zeit alle Welt sprach . . . KW





Waffenbrüder-Magazin

Deutsche und sowjetische Soldaten beziehen ein gemeinsames Lager. In der Freizeit wollen die Genossen der NVA mit ihren Waffenbrüdern gern Fußball spielen. Drei Soldaten marschieren also zur sowjetischen Unterkunft, betreten aufs Geratewohl ein Zimmer, werden überaus herzlich begrüßt – aber nicht verstanden. Daraufhin nun schwingt einer der deutschen Genossen sein Bein hin und her, sagt: „Towarischtsch! Fußball! Football!" und zeigt abwechselnd auf sein Bein sowie auf den Sportplatz vor dem Barackenfenster.

Wie elektrisiert springen jetzt die Sowjetsoldaten auf, rasen ins Nebenzimmer, sind gleich darauf wieder da – in weißen Kitteln und mit einer Trage – und stürzen hinaus mit dem Ruf: „Wo Towarischtsch Invalid?"

Da dämmert es den Dreien, daß sie in das Wartezimmer einer Ambulanz geraten sind.

•

Während der darauffolgenden gemeinsamen Übung staunen alle über die unerschütterliche Ruhe und Geduld des sowjetischen Schießplatzkommandanten. Auf diesbezügliche Bemerkungen erklärt er Genossen der Nationalen Volksarmee, daß er es gelernt habe, die Dinge ruhig zu erwarten und beginnt mit todernster Miene folgende unglaubliche Geschichte zu erzählen:

„Mit noch nagelneuen Leutnantsschulterstücken wurde ich von der Schulbank weg nach Kamtschatka versetzt – als TA einer Panzerkompanie. An der Bahnstation holte mich der Kompaniechef mit dem Schlitten ab, und ich fragte ungeduldig, wann ich ‚meine' Panzer übernehmen könne. Das habe noch Zeit, meinte er einsilbig. Schließlich fuhr er mich doch zuerst zum Park. Auf einer ausgedehnten Schneefläche hielten wir. Mit einer langen Stange begann der Kompaniechef im Schnee herumzustochern. Jedesmal, wenn es metallisch klang, zählte er mit – bis zehn. ‚Der Schneesturm hat uns überrascht', meinte er dazu mürrisch.

Falls Ihnen bekannt ist, wie lange ein Winter auf Kamtschatka dauert", beendet der Schießplatzkommandant augenzwinkernd seine Erzählung, „dann wissen Sie auch, wie lange man braucht, um warten zu lernen."



FACHBÜCHEREI

Gesammelt wird auf der Welt alles mögliche. Eine besonders eifrige Kategorie von Sammlern stellen die Freunde von Flugzeugtypen dar.
Gerade sie, aber auch alle anderen Anhänger der Fliegerei, werden in dem neuen Buch von Heinz A. F. Schmidt Flugzeuge, Entwicklungsangaben sowie taktisch-technische Daten finden, über die sie wenig Unterlagen besitzen.
Dazu gehört das erste reine Verkehrsflugzeug Junkers F-13, auch „Anneliese" genannt, und seine militärischen Vorgänger. Hierbei gibt der Autor auch eine kurze Einschätzung der Rolle Junkers als Monopolkapitalist und Konstrukteur. Untersucht wird auch die Verwendung von Militärflugzeugen nach dem ersten Weltkrieg zu zivilen Zwecken.
Auch über das erste schwere Bombenfliegergeschwader der Welt, das im Dezember 1914 in Rußland aufgestellt und mit dem viermotorigen Flugzeug „Ilja Muromez" ausgerüstet wurde, weiß der Autor bemerkenswerte Einzelheiten zu berichten.
Ein anderes Fluggerät, dem dieses Buch mehrere Seiten widmet, ist das Leichtflugzeug, dessen bedeutendster Schöpfer in Deutschland Hanns Klemm war. Gleichzeitig wird aber auch gezeigt, wie dieser fähige Konstrukteur zum Werkzeug der Nazis wurde. Vorgestellt werden die bekanntesten seiner Flugzeuge, die L-15, L-20, KL-25, KL-32 und KL-35.
„Flugzeuge gestern und heute" nennt auch eine ganze Reihe sowjetischer Flugzeuge, bekannte und weniger bekannte. Alles in allem: Das Buch ist ein Querschnitt durch die Entwicklung der Luftfahrt von Lilienthal bis zur TU 104, das sich viele Freunde erobern wird.

W. Kopenhagen

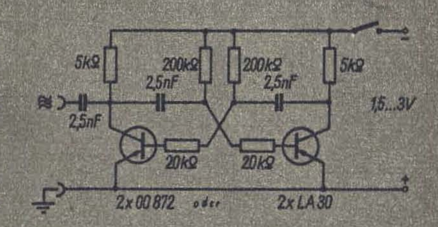
Heinz A. F. Schmidt „Flugzeuge gestern und heute", Transpreß VEB Verlag für Verkehrswesen, Berlin 1963, 10,60 DM.



Soldatenhumor aus „Zolnierz Polski" und „Néphadsereg"



Prüfstift für Transistorbastler. Will eine Transistorschaltung (NF-Verstärker oder Empfänger) nicht funktionieren, so muß sie in geeigneter Weise überprüft werden. Zuerst wird man eventuelle Schaltfehler beseitigen und die Betriebsspannungen messen. Für die Überprüfung der Funktionsweise muß man dem Gerät am Eingang ein Signal zuführen. Bei einem NF-Verstärker kann man einen Tongenerator verwenden, bei einem Empfänger braucht man ein moduliertes HF-Signal, wie es z. B. ein Prüfgenerator erzeugt. Da solche Geräte nicht immer zur Verfügung stehen, muß man einen anderen Ausweg suchen. Gut geeignet ist der Transistor-Prüfstift „Tobitest", der vom VEB Meßelektronik hergestellt wird. Dieser kann als Signalgeber sowohl im NF- als auch im HF-Bereich benutzt werden, da er viele Oberwellen abgibt.
Für den Selbstbau eines einfachen Prüfgerätes ist die Multivibratorschaltung gut geeignet, die Rechteckschwingungen erzeugt, deren Oberwellen bis in den KW-Bereich auftreten können. Den Multivibrator dimensioniert man für eine Grundfrequenz im hörbaren NF-Bereich. Von HF-Schaltungen werden die Oberwellen aufgenommen. Auch hier hört man im Empfängerausgang einen Ton, da die Oberwellen das NF-Spektrum enthalten.
Die im Bild 1 gezeigte Schaltung bereitet im Nachbau keine Schwierigkeiten. Ihre Funktionstüchtigkeit ist leicht zu überprüfen, wenn man am Ausgang einen Kopfhörer anschließt und die Impulsfolgefrequenz (etwa 1000 Hz) abhört. Mit Kleinbauteilen wird das Gerät sehr handlich (evtl. in Form eines Prüfstiftes).
Die Prüfung von Schaltungen beginnt man am Ausgang. Man tastet Stufe für Stufe nacheinander Kollektor- und Basiselektrode ab. Am Ausgang muß allerdings ein Kopfhörer oder Lautsprecher an-



geschlossen sein. Auf diese Weise findet man schnell eine defekte Stufe. Bei Transistorschaltungen sollte man die Masseanschlüsse von Schaltung und Prüfgerät verbinden. Bei Röhrenschaltungen ist das nicht erforderlich, da meist die Körperkapazität ausreicht.

Ing. Schubert





Was trübt die Dienstfreude?

Ehe wir uns in den Strom der Meinungen stürzen, scheint es mir notwendig, zunächst den Ausgangspunkt zu klären. Sonst könnte womöglich jemand kommen und sagen, wir setzten etwas voraus, was in der Praxis entweder überhaupt nicht oder nur geringfügig vorhanden sei. Es geht – ganz allgemein – um die Freude, um den Spaß am Dienst. Denn gäbe es diese Lust und Liebe grundsätzlich nicht bei unseren Soldaten, würde sich jede weitere Frage in der angedeuteten Richtung von selbst erledigen.

Folglich erkundigte ich mich erst einmal danach und legte 75 Genossen die folgenden Fragen vor, welche nur mit Ja oder Nein und ohne Namensnennung zu beantworten waren:

Sind Sie in der militärischen Ausbildung mit Lust und Liebe bei der Sache?
Ja = 71 Genossen
Nein = 4 Genossen

Macht Ihnen der Dienst Spaß?
Ja = 64 Genossen
Nein = 11 Genossen

Befriedigt Sie die militärische Aufgabe, die Ihnen übertragen worden ist?
Ja = 67 Genossen
Nein = 8 Genossen

Das Ergebnis dieses kleinen Meinungstestes spricht für sich – und es spricht für die Freude, für den Lernwillen und für das Verantwortungsbewußtsein, mit dem die überwiegende Mehrzahl unserer Genossen ihre militärischen Pflichten erfüllt. Ergo steht dem weiteren Fortgang meiner Umfrage, besser noch ihrem eigentlichen Beginn, nichts mehr im Wege.

Nehmen wir den Faden dort auf, wo sich der Dienstablauf schwarz auf weiß wiederspiegelt: Im Dienstplan. Eine etwas indiskrete Frage: Was würden Sie ändern an ihm, wenn Sie dazu Befehlsgewalt hätten?

Tagesablauf nach Fernsehprogramm

„Prinzipiell eigentlich kaum etwas", entgegnet Flieger Rainer Gräfe (23). „Ich würde nur verschiedene Ausbildungsstunden anders legen, technischen Unterricht beispielsweise in den frühen Vormittag, und keinen Sport nach den Mahlzeiten." Ein guter (und gesunder) Vorschlag, den man ruhig einmal prüfen sollte in seiner Einheit.

Demgegenüber dürften die Reform-Wünsche des Gefreiten Karl Heinz Böttcher (22) kaum Aussicht auf Erfolg haben. Er möchte den Tagesablauf nach dem Fernsehprogramm regeln – „damit schöne Stücke berücksichtigt werden können."

Hätte Funker Konrad Gehrke (26) über den Tagesdienstplan zu befinden, müßten wir alle eine Stunde früher aufstehen. Soldat Jörg Peters (25) ist da großzügiger: Bei ihm erfolgte das Wecken erst um 8.00 Uhr. Offiziersschüler Fred Nietzschmann (28) hat etwas anderes auf dem Herzen: „Die Mittagspause ist bei uns zwischen 14.00 und 15.00 Uhr, meiner Meinung also viel zu spät." Was soll man sagen dazu? Doch nur das eine: Oberst Gotthilf – hilf!

Und die persönliche Freizeit?

Bliebe nur noch die Frage nach der persönlichen Freizeit offen, die bei der Diensteinteilung gleichfalls zu berücksichtigen ist – und zwar im Sinne der DV 10/3: „Unmittelbar nach der Dienstausgabe sind eineinhalb Stunden für persönliche Zwecke des Armeeangehörigen vorzusehen. In der nachfolgenden Zeit bis zum Zapfenstreich ist dem Armeeangehörigen Gelegenheit zur gesellschaftlichen, kulturellen und sportlichen Betätigung und zur persönlichen Weiterbildung zu geben."
Wie schaut es damit aus?
„Gut", antwortete Soldat Rolf Meyer (26), während Funker Dieter Feldmann (24) klagt, daß die freien Abendstunden oftmals vom UvD beschlagnahmt und die Genossen zu „Arbeitskommandos, für den Revierdienst und das Heizen der Unteroffiziersstuben" (?) befohlen werden. Was den letzten Fakt betrifft: Anstatt der Öfen sollte man einmal besagten Unteroffizieren einheizen, die anscheinend glauben, alten Burschengeist bei uns einführen zu können...

Zehn Mann führten Buch

Doch es ist bei weitem nicht überall so.
Um einen besseren Überblick zu bekommen,



Sie wollte zelten gehn,
im letzten Jahr (und auch mit ihm).
Es wurde nichts daraus –
er mußte gerade wieder ziehn,
hin und her und kreuz und quer,
hernach dann noch zurück.
Inzwischen gibt's ein Umzugs-Stopp
(ihr Vater ist Chef „Rück"!)

bat ich zehn Genossen aus verschiedenen Dienstbereichen, an zehn Werktagen zweier Wochen aufzuschreiben, was sie täglich nach Dienstschluß gemacht haben. Es ergab sich folgendes Bild: Insgesamt verfügten sie in dieser Dekade über 159 Stunden persönlicher Freizeit. Im Durchschnitt hatte also jeder der Zehn täglich eine Stunde und 35 Minuten für sich allein, da alle Versammlungen, Zirkel, Dienste usw. bereits abgezogen wurden. Am schlechtesten ging es hierbei dem Obermatrosen Horst Kruschel (21), der auf ein Tagesmittel von einer Stunde und 12 Minuten kam, am besten dem Flieger Dieter David (19), der einen Durchschnitt von zwei Stunden verzeichnet.

„So wünsch ich's mir auch", meint Gefreiter Horst Gregor (26) dazu. Unterfeldwebel Helmut Bohn (21) schließt sich ihm an, wenn er berichtet: „In unserem Bataillon läuft die persönliche Freizeit nur unter dem Begriff ‚nicht geplante Dienstzeit'. Und vielfach müssen Überstunden gemacht werden, weil die Organisation nicht klappt. Umräumen ist zum Beispiel große Mode, möglichst heute so, morgen so und übermorgen zur Abwechslung wieder wie gehabt."

Müssen „Überstunden" sein?

Manche ungerechtfertigte Dienstverlängerung auf Kosten der persönlichen Freizeit des Soldaten hat auch Generalmajor Bleck festgestellt, wie etwa im Verband Lange und im Truppenteil Schönke. Die Ursachen sieht er vor allem darin, daß es einigen Stäben immer noch schwerfällt, „die Gefechtsausbildung folgerichtig zu planen bzw. die Ausbildungspläne konsequent durchzusetzen. Hinzu kommt, daß auch die unmittelbare Dienstvorbereitung zum Teil noch unzureichend ist. Durch unüberlegtes, unrationelles Arbeiten wird wertvolle Zeit vergeudet und letzten Endes das geforderte Lehrziel nicht erreicht. Und so bleibt oft nichts anderes übrig, als nicht vorgesehene Wiederholungen anzusetzen. Die aber kosten wiederum Zeit, welche dann von der Freizeit der Soldaten abgeknapst wird. Gegen diese Dinge müssen wir uns mit aller Entschiedenheit wenden. Unsere Genossen haben das Recht und das Bedürfnis, ihre freien Stunden sinnvoll zu gestalten. Ihnen dabei zu helfen, ihnen ihre persönliche Freizeit zu garantieren, ist Aufgabe aller Kommandeure, ist Sorge um den Menschen. Dazu sind lediglich zwei Dinge vonnöten: Den

Tagesdienstablaufplan strikt einzuhalten und konzentriert, mit höchstem Nutzeffekt auszubilden."

Der Soldat ist doch kein dummer Junge ...

„Jawohl, dafür bin ich auch", pflichtet Kanonier Herbert Leeser (20) dem General bei. Desgleichen Soldat Siegfried Sennwald (22): „Wenn die Ausbildung schlecht organisiert ist und zur ‚Gammelei' wird, ist mir sofort alle Freude am Dienst verleidet."
Soldat Gerhard Feldmann (23) zeigt sich allerdings gegen „ein klein wenig ‚Gammelei' nicht abgeneigt" und möchte die Ausbildung als „eine Erholung vom Grenzdienst" verstanden wissen. Stabsmatrose Karl-Heinz Jank (20) hat „lieber einen straffen, rationellen und niveauvollen Dienstablauf".
Gefreiter Lutz-Peter Schatz (21) wirft einen anderen Gedanken in die Debatte: „Ich fühle mich vor allen Dingen nicht ernst genommen, wenn ich tatenlos 'rumsitzen soll. Ich bin wahrhaftig nicht mit fliegenden Fahnen zur Armee geeilt, aber jetzt bin ich nun einmal Soldat und da verlange ich, daß man mich nicht als dummen Jungen behandelt, sondern mich zur aktiven Mitarbeit heranzieht, mir etwas zutraut und klare Aufgaben stellt – je höher und komplizierter, desto besser."

Immer wieder dasselbe?

Ein gutes und kluges Wort. Doch leider ist es noch lange nicht in die Köpfe aller Ausbilder eingedrungen.
Wie könnte sonst Gefreiter Wolfgang Mangold (22) zu dem Urteil kommen, daß die militärische Ausbildung in seiner Einheit „eine große ‚Gammelei' ist, bei der nur Zeit vertrödelt wird"? Wie könnte Flieger Günter Bloße (21) sonst sagen, daß „die Stunden teilweise langweilig sind, weil viele Genossen den gebotenen Stoff in der Spezialausbildung schon von ihrem Arbeitsplatz im Betrieb her kennen"? Wie könnten sonst Stabsgefreiter Detlef Krüger (21) und Soldat Werner Schrader (24) klagen, daß „es immer wieder dasselbe ist, was behandelt wird"?
Das sind ernste, schwerwiegende Kritiken, gerichtet an die Vorgesetzen ihrer Einheiten. Was sie sagen, ist keine Nörgelei. Es entspringt vielmehr dem Wunsch, geachtet und anerkannt zu werden. Vielleicht haben unsere jungen Soldaten die Worte des Jugendkommuniqués mitunter besser verstanden als mancher Ausbilder – jene Worte, „daß hohe Anforderungen an junge Menschen zugleich das beste Vertrauen in sie darstellen."

Was die Freude am Dienst erhöht und was sie trübt

Mit Halbheiten, Leerlauf und Mittelmäßigkeit begeistert man niemanden, am wenigsten junge Menschen.
Gefreiter Holger Senf (23) bringt dafür ein interessantes Beispiel: „Zuerst war ich in einer Kompanie, wo es ziemlich leger zuging. Mit der Disziplin wurde es nicht so genau genommen. Die Ausbildung war weich und schleppte sich mühsam dahin. Jetzt bin ich in einer anderen Kompanie. Ich merkte gleich am ersten Tag: Hier ist Zug hinter. Die Vorgesetzten verlangen viel von uns, aber noch mehr von sich selbst. Sie können etwas und machen eine Ausbildung, die sich sehen lassen kann – gut organisiert, ohne Leerlauf, methodisch einwandfrei, hart, gefechtsnah und mit hohem Nutzeffekt. Sie stellen uns konkrete Aufgaben und übertragen uns Verantwortung. Vorher, in meiner alten Kompanie, hatte ich die Nase voll; schon nach den ersten acht Wochen begann ich, die Tage zu zählen. Aber jetzt macht der Dienst wieder Spaß, so daß ich mich entschlossen habe, als Soldat auf Zeit zu dienen."

Die andere Seite der Sache

Die Sache hat aber auch noch eine andere Seite. Gewiß, die meisten unserer Genossen sind an einer qualitativ hochstehenden Ausbildung interessiert. Wie Obermatrose Hans-Jürgen Küchler (20) berichtet, gibt es jedoch einige, die sie „als Spaß auffassen". Andere wiederum, schreibt Kanonier Kurt Wolter (26), „bereiten sich selbst nur ungenügend oder gar nicht auf die Ausbildung vor". Und ein dritter Kreis, erklärt Soldat Klaus Müller (19), „weiß oft noch nicht einmal, was überhaupt auf dem Dienstplan steht und welches Thema dran ist".

„Damit aber fängt es gerade an", erläutert Generalleutnant Wagner, Stellvertreter des Ministers. „Die wichtigste Voraussetzung für eine rationelle Ausbildung mit hohem Nutzeffekt ist die richtige persönliche Einstellung des Soldaten zum Dienst. Seine innere Bereitschaft, während der Ausbildung möglichst viel zu lernen, äußert sich zuallererst in einer ordentlichen Dienstvorbereitung. Das aber heißt, den Dienstplan genau zu studieren, den vorher gelernten Stoff zu rekapitulieren und die persönliche Ausrüstung und die ihm anvertraute Technik stets im einsatzbereiten Zustand zu halten. In der Ausbildung setzt sich dieses Verhalten durch hohe Disziplin und rege Mitarbeit fort, durch den festen Willen, sich maximale Kenntnisse anzueignen, sowie durch sein Vorbild im sozialistischen Wettbewerb. Weiterhin würde ich jedem Genossen empfehlen, sich zur Vertiefung seiner Kenntnisse einem der technischen Zirkel anzuschließen, die es in allen Einheiten gibt."

Halten wir uns daran – alle, jeder auf seinem Platz und im Rahmen seiner militärischen Aufgabe. Wir werden allesamt weniger Ärger und Verdruß haben. Ärger aber macht nicht nur häßlich, er vergällt einem auch die Freude am Leben und am Dienst. Die aber wollen wir uns doch gerade erhalten, in unserem eigenen Interesse und im Interesse der guten Sache, der wir dienen.

Ihr

Karl Heinz Freitag

Zwei Bäume, aber ein Stamm

Die alte Qualität

„Was soll derjenige tun, dessen Pfand ich hab in meiner Hand?“ Zu diesem alten, gemeinhin kindlichen Pfänderspiel wollen wir Sie einladen. Da es aber an dieser Stelle einen ernsten Hintergrund hat, Sie also Ihren Entscheid nicht aus der Luft greifen können, sei Ihnen zuvor einiges über *denjenigen* verraten. Die Pfänder, die in unserer Hand sind, bestehen aus Zitaten, niedergeschrieben während des letzten Weltkrieges und über diesen Krieg.

Was halten Sie beispielsweise von *demjenigen*, der die Stunden vor dem Beginn des zweiten Weltkrieges in Europa, vor dem Überfall der Naziwehrmacht auf Polen am 1. September 1939 also, als das letzte – übrigens ebenfalls unannehmbare – Ultimatum Hitlers an die polnische Regierung noch lief, mit folgenden Bauchschmerzen verbrachte:

„Wir hielten den Atem an, als wir des Führers letztes Angebot an Polen hörten ... Und wir wären keine deutschen Soldaten gewesen, wenn wir nicht gewünscht hätten, daß Polen *nicht* annähme.“

Ein Marschierer wie er im Buche steht? Ein Marschierer, der den Frieden fürchtet wie der Teufel das Weihwasser?

Was halten Sie dann von *demjenigen*, den die obdachlosen, auf den Straßen des Krieges umherirrenden Zivilisten zu diesem Urteil veranlassen:

„Auch unfreiwillige Komik ist darunter, so zum Beispiel, wenn eine ältere Bauersfrau mit einem gackernden Huhn unter dem Arm und einem riesigen Wecker in der Hand als einziges Hab und Gut ihres Weges zieht.“

Oh, du Ausgeburt des Zynismus, möchten Sie frei nach Goethe rufen?

Und kommt *derjenige*, der dies schrieb, bei Ihnen besser weg:

„Das Gefühl der Überlegenheit, der menschlichen und technischen Überlegenheit ist in uns so stark, daß wir keiner Macht der Welt zugestehen, uns aufhalten zu können.“

Gott hat ihn mit Kurzsichtigkeit für den Lauf der Geschichte geschlagen, nicht wahr? Durch die Brille der dummen, aber gefährlichen nationalen Überheblichkeit kann man eben nicht das Kräfteverhältnis real einschätzen.

Und *derjenige* schoß nicht nur aus Panzerkanonen, sondern auch mit Worten gegen Polen, als den Staat:

„den wir nicht nur militärisch besiegt hatten, sondern der durch unseren Sieg ausgelöscht war aus der Geschichte, entgegen deren Sinn er, künstlich ins Leben gerufen, 20 Jahre lang versucht hatte, zu existieren“; und so nebenbei spricht dieser Historiker von der „polnischen Wirtschaft“ und nennt die Franzosen „ein zurückgebliebenes Volk, das im Grunde genommen nur seine Ruhe haben will.“

Da bleibt einem die Spucke weg, nicht wahr? Die Geschichte macht er zu einer Hure und die anderen Völker zu Dilettanten, Dummköpfen sklavenwürdigen „Untermenschen“. Achtung, wenn die germanischen Recken dieses Schlages eine Division oder eine Druckerei in die Hand bekommen!

Und finden Sie dieses Urteil nicht auch bestätigt, wenn *derjenige* schreibt:

„Der Wehrmachtsbericht über den Feldzug in Polen hatte mit den Worten geschlossen: ‚Das deutsche Volk kann wieder mit Stolz auf seine Wehrmacht blicken. Sie aber sieht mit sieghaftem Vertrauen ihren weiteren Aufgaben entgegen.‘ Das taten wir, weiß der Himmel! Voll Vertrauen und voll *Ungeduld*. Wir hätten am liebsten gleich ‚*weitergesiegt*‘“. Mags der Himmel wissen, aber der Teufel weiß es sicher noch besser: diese Ungeduldigen würdens gern auch noch heute, nicht wahr?

Man kanns natürlich auch vornehmer ausdrükken, etwa wie *derjenige*, der die Annektion Polens als Tage betrachtet:

„die zum ersten Mal seit dem Weltkrieg wieder den leuchtenden Beweis der siegreichen Überlegenheit *ewigen* deutschen Soldatentums darstellen.“

Wie meinen Sie? Mit der Ewigkeit hat es seine eigene Bewandtnis? 1000 Jahre dieses deutschen Soldatentums haben nur 12 Jahre gedauert, und deshalb wird es auch nicht ewig dauern und übrigens auch keine Bäume mehr ausreißen; zumal es heute auch ein anderes deutsches Soldatentum gibt, dessen man sich als Deutscher nicht zu schämen braucht wie des Militarismus, der die hier angeführten Zitate hervorgebracht hat. Sie stammten übrigens alle von einem Autor, sie stehen alle in dem Buch „Panzer zwischen Warschau und Atlantik“. Und jetzt die Frage an Sie: „Was soll derjenige tun, dessen Pfand wir haben in unsrer Hand?“

Einige Antworten haben wir bereits eingeholt. Sie reichen vom starken „Hinter Gittern Tüten kleben“ über „Sein Leben lang Schutt schippen lassen, den er mit angerichtet hat“ bis zu dem zahmen „Nie mehr ein Kommando in die Hand geben, und wenn es nur über drei Soldaten wäre.“ Bevor Sie aber, werter Leser, Ihre



eigene Antwort zu unserem Pfänderspiel suchen, sei Ihnen noch verraten, daß es auch entgegengesetzte Meinungen gibt. In Bonn nämlich. Auch dort weiß man: Dieser Herr Kielmannsegg war zwar nicht wegen Kriegsverbrechen angeklagt wie Heusinger und Speidel, offenbar aber nur deshalb nicht, weil er seinerzeit zu jung war, um deren Posten bekleiden zu können; dieser General der Bundeswehr hat die Jugend mit seinen Büchern im Sinne der Losung „Über Gräber vorwärts" in den Eroberungskrieg geschickt, wo sie dann die Losung kennenlernte: „Vorwärts Kameraden, wir müssen zurück", wobei der Weg zurück oft erst unter der Erde endete.

Was soll derjenige tun? Bonn hat seinen Entscheid längst getroffen: Dieser Mann sitzt heute in Paris, als Oberkommandierender der Landstreitkräfte Europa-Mitte, als großer Mann, an der Spitze einer ganzen Pyramide.

Das jüngere Früchtchen

„Ihren Ausweis, bitte, Herr Oberleutnant", bringt der verdutzte Wachposten vor der Wittich-Kaserne in Kassel gerade noch heraus, ehe der Oberleutnant hinter dem Tor verschwinden kann. Der dreht sich um, stemmt die Hände in die Hüften und schreit den Posten an: „Was wollen Sie, Sie... wissen Sie nicht, wer ich bin?"

„In der Wachvorschrift steht: *Jeder* muß seinen Ausweis zeigen, Herr Oberleutnant."

Das ‚Gespräch' wird lauter. „Was erlauben Sie sich? Ich, Oberleutnant Klitscher, brauche meinen Ausweis überhaupt nicht zu zeigen. Verstanden?"

„Aber . . ."

„Genug. Geben Sie Ihre Waffe ab, Sie sind festgenommen, ich werde Sie wegen Aufsässigkeit gegen Vorgesetzte einsperren lassen." . . .

Ja, das ist unser Kompaniechef Oberleutnant Klitscher von der 5. Kompanie im Panzergrenadierbataillon 42 in Kassel. Für mich: war; denn seit fast einem Jahr bin ich, Peter Döring, nicht mehr Gefreiter in NATO-Uniform.

Wir sagten über Klitscher immer: Einer aus der Kiste der Neckermann-Leutnants. In Westdeutschland gibt es nämlich ein großes Versandhaus, das mit dem Werbeslogan „Neckermann macht alles" hausieren geht. Und diese „Selbstgestrickten", die jungen Bundeswehroffiziere aus der Nachkriegsgeneration „machen alles". Deshalb nennt man sie „Neckermann-Leutnants". Klitscher ist 28 Jahre alt. Er ist von den Landsern nie richtig ernst genommen worden. Trotzdem war es manchmal verdammt ernst. Etwa beim Wachexerzieren. Klitscher kommandierte: „Rechts um — links um — präsentiert das Gewehr . . ." Es klappte nicht alles. „So ein Sauhaufen, ihr Gammelbrüder, Ihr Hohlköpfe. Ich werde Euch zerdrücken wie Fliegen an der Wand . . ."

Dieses Wachexerzieren endete auf dem Ex-Platz, wo oben und unten je ein Feldwebel hingestellt wurde. Die ganze Kompanie wurde dann von den beiden hin und her gejagt. Hinlegen! — Auf! — Liegestütze!, mit Schutzmaske natürlich, eine halbe Stunde lang, bis die ersten umfielen und liegenblieben.

„Großzügig" war Klitscher auch bei Geldstrafen. Oft gab es für geringe Vergehen 50, 60, 70 Mark Geldstrafe, bei 69 Mark „Reinverdienst" im Monat.

So aber spielte sich bei Klitscher in der Fünften der politische Unterricht ab. Thema: „Das Dritte Reich". Oberleutnant Klitscher doziert: „Im Dritten Reich ist es uns Deutschen gut gegangen. Autobahnen wurden gebaut. Arbeiter haben KdF-Reisen gemacht. Hitler war zwar ein militärischer Dilettant, aber eigentlich haben wir den Krieg gar nicht verloren. Denn uns geht es wieder gut. Und die verlorenen Gebiete werden wir uns wieder . . ."

Ein Soldat: „Herr Oberleunant, weshalb wurden im Dritten Reich so viele Juden vergast?"

Klitscher: „Hm — äh — unsere Zeit ist bereits abgelaufen. Das nächste Mal sprechen wir über . . ."

Das nächste Mal wurde wieder über das Dritte Reich gesprochen, Klitschers Lieblingsthema. Und wenn einer mal nicht aufgepaßt hatte, mußte er einen Aufsatz von mindestens zwei Seiten darüber schreiben. Aber unbequemen Fragen ist Klitscher immer ausgewichen.

Natürlich waren nicht alle Offiziere persönlich so unangenehm wie Klitscher, und auch den politischen Unterricht machten sie etwas geschickter. Sie verurteilten ohne Bedenken die Judenvergasungen, aber dem faschistischen Terror gegen die Kommunisten gewannen sie offenbar gute Seiten ab. Sie gingen scharf mit Hitler als Militär ins Gericht, weil *er* angeblich den Krieg verloren hatte, aber die Feldzüge in Rußland und Afrika schilderten sie in hellen Farben. Und im Haß gegen den Osten waren sich alle einig, da waren sie alle wie Klitscher. Wenn er auf die Russen und auf die DDR schimpfen konnte — was haben sie mir nicht alles erzählt! — da war er voll da, wie beim Schleifen.

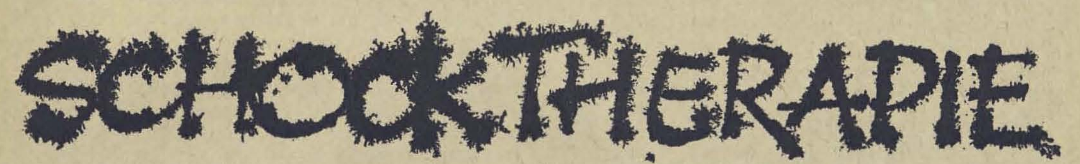
An einem Feiertag mußte unser Zug — wir hatten Wache — 'raustreten. ‚Ob wir einen Nagel und ein Stück Seil in der Tasche hätten? Das müßten wir immer bei uns haben!' Natürlich bei allen: Fehlanzeige. Da mußten wir ein paarmal über den Ex-Platz kriechen, um uns einen Nagel und ein Stück Seil zu suchen. Das war zwar nicht bei Oberleutnant Klitscher, das war bei Stabsunteroffizier Kretschmar. Aber Klitscher hat davon gewußt und hat es gebilligt.

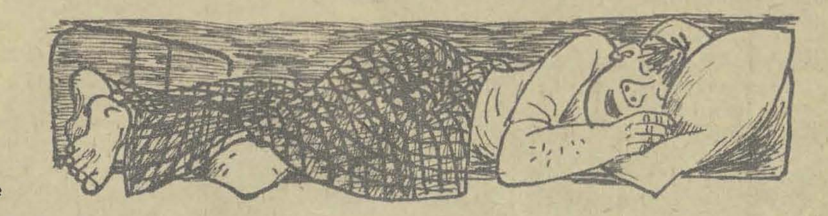
So ist das in der Bundeswehr: Die Unteroffiziere lernen bei den Offizieren; die jüngeren Offiziere haben's von den älteren aus der Naziwehrmacht.

Nach einem Gespräch aufgeschrieben von G. Werner

WALTRAUD SKUPIN







Illustrationen: Klimpke

Sechs Wochen war Jens Wilke nun schon bei der Volksarmee. Bisher hatte er alle Schwierigkeiten überwunden. Er konnte sein Bett bauen, das Spind ordnungsgemäß einräumen, seine Sachen auf dem Hocker zum Päckchen zusammenlegen. Auf der Sturmbahn war ihm weder die Eskaladierwand zu hoch noch der Sprunggraben zu breit, kurz, Jens hatte das Soldateneinmaleins bis jetzt gut mitbekommen. Sein Zug hielt im Wettbewerb der Kompanie die Spitze, und darauf war er nicht wenig stolz. Nur in einem Punkt lagen sie hinter den anderen Zügen zurück. Mehrmals war Nachtalarm, und jedesmal war der 3. Zug der letzte. Daran trug Jens Wilke die Schuld.

Kam er schlaftrunken hoch, konnte er nicht die Energie aufbringen, sofort aus dem Bett zu springen. Es half auch nicht, daß er in der Freizeit anziehen übte, immer mußten ihn die anderen erst wachrütteln.

An einem Nachmittag sickerte das Gerücht durch die Unterkünfte: „Heute nacht ist Alarm!" Niemand wußte, wer es verbreitet hatte, aber als es abends „Nachtruhe" hieß, hatten alle sorgfältiger als sonst ihr Päckchen gepackt. Als das Licht schon gelöscht war, drohten die Kameraden Jens mit schrecklichen Foltern, wenn er wieder Theater machen würde.

Er konnte vor Aufregung nicht einschlafen. Als um 23 Uhr die Alarmglocke durchs Haus schrillte, lag er daher noch wach. In rasender Geschwindigkeit zog er sich an. Als er im Laufschritt vor der Unterkunft erschien, war er einer der ersten.

„6 Minuten", stellte der Hauptfeldwebel fest, der die Kompanie auf Vollzähligkeit und Einhaltung der Anzugsordnung überprüfte.

Der Kompaniechef nickte zustimmend: „Ich denke, daß sich diese Zeit durchaus noch verbessern läßt, Genossen! Für heute danke ich Ihnen." Zum Hauptfeldwebel gewandt, fuhr er fort: „Lassen Sie wegtreten!"

Erleichtert fiel Jens ins Bett. Diesmal hatte er den Alarm gut überstanden, er rekelte sich wohlig in der Vorfreude auf eine ungestörte Nachtruhe.

Um Mitternacht, als das regelmäßige Atmen der Soldaten dem Diensthabenden anzeigte, daß der erste tiefe Schlaf sie gefangenhielt, gellte die Alarmglocke abermals durch die langen Flure. Die Soldaten fuhren aus ihren Betten und versuchten so schnell wie möglich in die vorgeschriebenen Sachen zu kommen. Nur Jens wußte noch nicht, was los war. Das Klingeln paßte so gut in seinen Traum. Aber die Freunde rüttelten ihn wach.

In höchster Eile schlüpfe er in seine Sachen, griff hastig nach Feldflasche und Schutzmaske und stolperte als letzter hinter den Kameraden her. In großen Sätzen sprang er die Treppe hinunter. Der Hauptfeldwebel wartete, bis Jens seinen Platz gefunden hatte, und meldete dann: „8 Minuten!"

Der Kompaniechef runzelte unwillig die Stirn.

„Genossen, wir sind kein Altersheim, sondern eine militärische Einheit. 8 Minuten! Man wird ja rot, wenn man die Zeit nennt. Ich verspreche auch, wir werden das Raustreten so lange üben, bis wir eine annehmbare Zeit erreichen!“

Jens zog den Kopf ein. Er würde sich am liebsten verkrochen haben. Als sie die Treppe hinaufstiegen, mußte er sich die Vorwürfe seiner Kameraden anhören.

„Paß auf, das war heute nacht sicher nicht der letzte Alarm. Wehe, wenn du uns noch einmal Schande machst.“

„Ich schäme mich ja, morgen zu sagen, ich gehöre zum 3. Zug!“

Jens war die Lust zum Schlafen vergangen. Er haderte mit seiner Bequemlichkeit. Endlich früh um drei Uhr schlief auch er ein.

Plötzlich zerrten ihn zwei Kameraden aus dem Bett und schubsten ihn zu seinen Sachen. Alarm! ! Jens taumelte hin und her. Da kam ihm eine wunderbare Idee.

Für zehn Minuten Alarm ging es auch anders. Über den Schlafanzug zog er einfach Hose und Rock. Wo waren nur die Strümpfe? Ach egal, ’rein in die Stiefel!

Im Laufen machte er noch den Stahlhelm fest und schnallte das Koppel zu. Keuchend stand er dann im Glied.

Der Hauptfeldwebel musterte zufrieden die Reihen. Der 3. Zug war diesmal der erste. Die Soldaten strahlten und schubsten Jens freundschaftlich in den Rücken. Keiner wußte jedoch, wie er den Rekord geschafft hatte.

„5 Minuten, ich bin mit euch zufrieden!“ sagte der Kompaniechef. Jens entdeckte plötzlich, daß dieser und der Hauptfeldwebel ebenfalls mit Marschgepäck erschienen waren. Er erinnerte sich ahnungsvoll seiner nackten Füße in den Stiefeln, da hörte er auch schon an Stelle des gewohnten: „Wegtreten!“

„Rechts um, im Gleichschritt marsch!“

Laut knallten die Stiefel auf das Pflaster. Die Kompanie marschierte in die Dämmerung hinein. Die kühle Morgenluft ließ Jens erschauern. Doch schon nach zwei Kilometern begann er zu schwitzen. Er merkte, wie es an seinen Fersen scheuerte, das Leder rieb sich an den nackten Füßen. Jens verwünschte seinen „genialen“ Einfall. Er versuchte seine Schritte dem Marschrhythmus anzupassen.

Nach zwei weiteren Kilometern, die ihm wie eine Ewigkeit vorkamen, löste sich die Haut und blieb am Stiefelleder kleben. Vor seinem inneren Auge schwebten zwei schwarze Socken, und er verfluchte sie, weil sie an seinem Elend schuld waren.

Das Kommando: „Ohne Tritt weiter!“ kam gerade zur rechten Zeit. Erleichtert humpelte Jens nun seinen eigenen Stil. Die Kameraden musterten ihn verstohlen. Er hatte keinen Blick nach links und rechts. Mit schmerzverzerrtem Gesicht stolperte er vorwärts. Sie kannten Jens als einen ausdauernden Wanderer und konnten sich sein Benehmen nicht erklären. Peter, sein Bettnachbar, tippte ihn an und fragte teilnahmsvoll:

„Fehlt dir etwas, soll ich den Sani rufen?“

Aber Jens winkte nur müde ab. Er fürchtete, daß seine Mogelei entdeckt werden könnte. Deshalb sagte er gequält: „Laß nur, mir fehlt doch nichts!“ und hinkte weiter. Die Schmerzen wurden unerträglich. Immer fester biß er die Zähne zusammen.

Bei der Wende, nach 7½ km, suppte es merkwürdig in den Stiefeln. Jens verlor den Begriff für Zeit. Vor seinen Augen tanzten rote Sterne. Im Geist sagte er alle Flüche auf, die ihm zur Verfügung standen.

Nicht nur der Gedanke an die Entdeckung des Schlafanzugs und der fehlenden Socken hielten ihn aufrecht, um nichts in der Welt hätte er seinen Zug im Stich gelassen.

Je näher sie der Unterkunft kamen, um so stärker wurde das Verlangen, sich einfach an den Straßenrand fallen zu lassen und an nichts mehr zu denken.

Die Kameraden schritten munter vorwärts. Aus einem Bauernhäuschen kam eine junge Frau und winkte. Die ersten Milchfahrer der LPG kamen an ihnen vorbei.

Doch Jens nahm nichts mehr wahr. Die Soldaten stimmten ein Lied an:

„Weißt du, wie lang die Nächte sind?
Weißt du, wie kalt jeder Morgen beginnt?
Weißt du, wie einsam ein Posten steht?
Weißt du, wie langsam die Zeit vergeht?“

Der Text schien eigens für Jens gemacht zu sein. Ihm klangen die Worte wie Hohn in den Ohren. Er spürte seine Füße nur noch als ein heißes feuchtes Etwas in den Stiefeln. Der Sani-Wagen erschien ihm immer verlockender. Gerade als er schlappzumachen drohte, unterhielten sich seine Kameraden frohlockend über den wahrscheinlichen Sieg ihres Zuges.

„Wir liegen heute so günstig in der Zeit, wenn wir dazu noch vollzählig erscheinen, kann nichts mehr schiefgehen, den Wettbewerb gewinnen wir!“

Diese Worte rissen Jens wieder hoch. Endlich endlich erreichten sie die Unterkunft. Gerade ließ er sich erschöpft auf das Bett fallen, als ihn der schrille Ton der Alarmglocke zusammenfahren ließ. Was war das? Sollte es noch einmal losgehen? Plötzlich schrak er zusammen. Er saß ja im Nachthemd im Bett? Seine Füße waren ja heil!? Im Bruchteil einer Sekunde begriff er: Er hatte geträumt — so gegenständlich geträumt wie noch nie! Mit einem Satz sprang er aus dem Bett, und die Nachwirkungen der soeben im Traum überstandenen Schrecknisse verliehen ihm Flügel. In Windeseile war er fix und fertig angekleidet, denn dies Schicksal wollte er nicht noch einmal erleiden.

●

Als eine Woche später der 3. Zug als Sieger beim Appell ausgezeichnet wurde, stand Jens stolz inmitten seiner Kameraden.

Die Genossen hatten zuerst Tränen gelacht, als sie erfuhren, was die Ursache von Jens' plötzlichem Wandel war und ihrem Zug zum Sieg verholfen hatte. Doch sie konnten sich Belehrungen sparen.

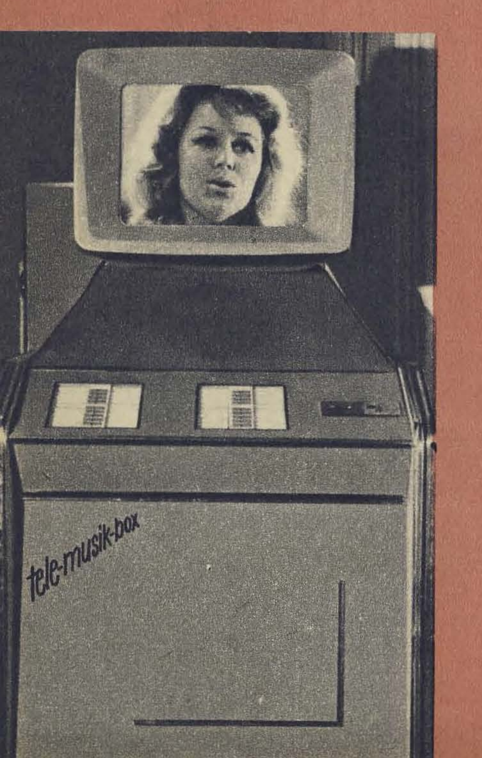
Jens Wilke war ein für allemal von seiner Bequemlichkeit geheilt.

Musik

NEU - bild und ton ihrer lieblingsm eo-
tele-musik-box - NEU - stereofone sch -
rille - NEU - musik nach wunsch un -NEU
NEU - einführung auch in den kompa

Musik

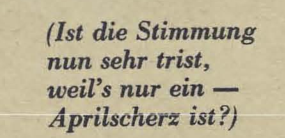
Heiße Rhythmen,
flotte Bienen —
ganz und gar
zum Selbstbedienen!



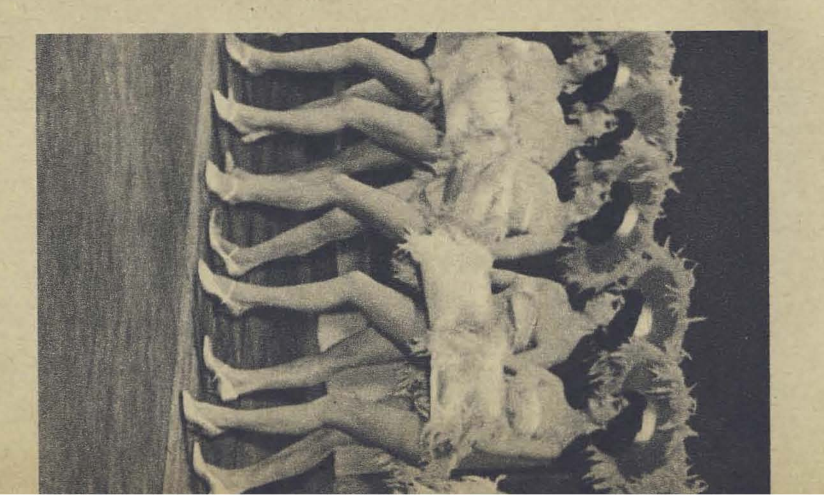




*(Ist die Stimmung
nun sehr trist,
weil's nur ein —
Aprilscherz ist?)*







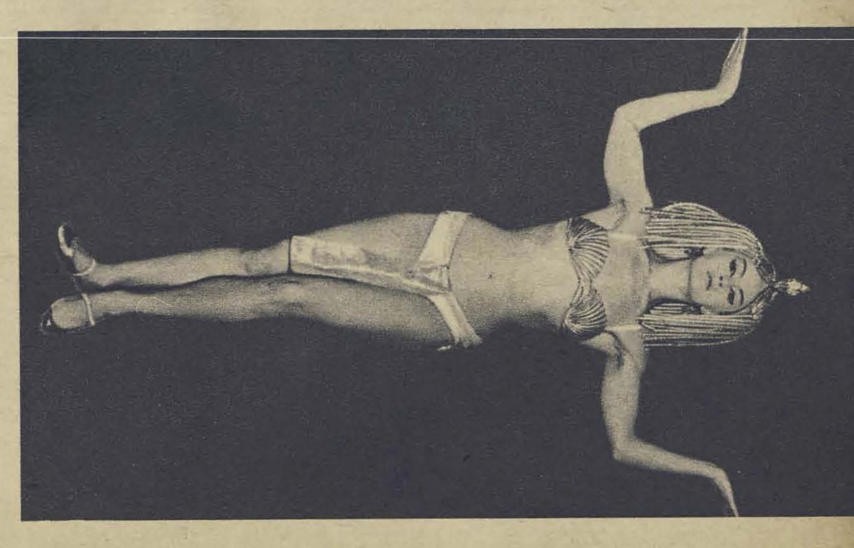


Bild und Ton
von Charleston,
Twist und Fox
aus der
neuen
Tele-Musik-Box

ist fortan
– fragen Sie
nicht wie! —
großer Clou
im Klub
der Kompanie.

Soldat Müller
hat sich
ausgewählt,
was ihm noch
in seiner Sammlung
fehlt.

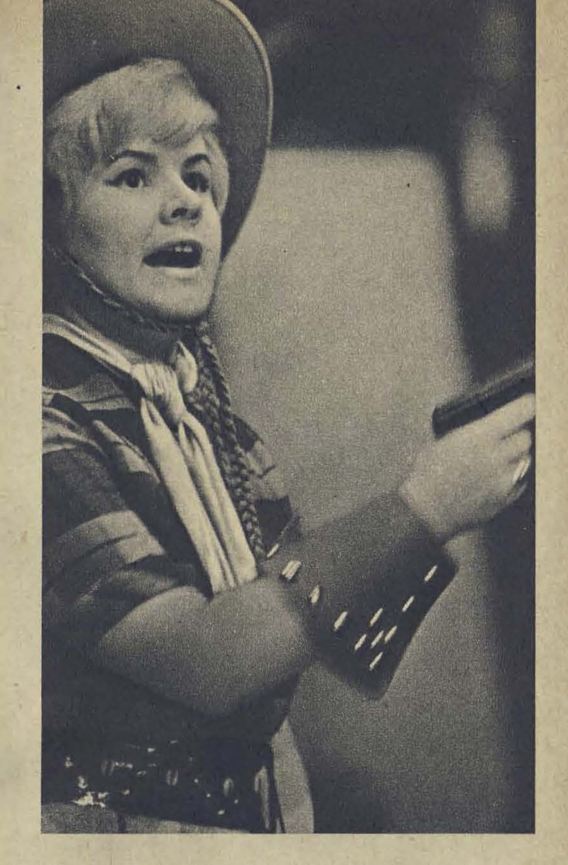
Ellen Tiedtke
kommt ihm
sehr genehm:
„Die Zeit mit dir,
die war
wunderschön . . .“

Edina
stammt aus
Buda-Buda-pest;
Kostüm und Tanz
ist allen gleich
ein Fest —

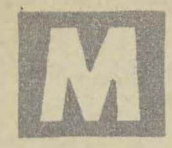
ebenso
die Beine
vom Ballett,
weil man sowas
gerne öfter
hätt'.

Hans-Joachim
und der
lange Fritz
schaffen sich
nach Marys
Cowboy-Twist.

Motto:
Mit fünf Groschen
in der Hand
televisionär
ins
Schlagerland!




MERCEDES



anfred rechnet. Seite 99 des Rechenbuches, 6. Aufgabe: 139 Birnbäume stehen in 9 Reihen. Wie viele sind es in jeder Reihe? Nicht so einfach, wenn man das große Einmaleins noch nicht gelernt hat. Und vielleicht denkt Manfred: Wegen papierner Birnbäume solch komplizierte Rechnungen fordern – was für eine Zeitvergeudung! Wenn er im Sommer Appetit auf eine Birne verspürt, greift er sich eine aus der Obstschale. Ohne viel Kopfzerbrechen. Gedanken macht er sich vielmehr über große Fahrten mit großen Schiffen über große Meere. Davon träumt er sogar. Das hat was mit großen Taten zu tun. Aber mit Rechnen?

Seemuscheln, Algen und Seepoggen bilden in einem Jahr Hochseefahrt am Schiffsrumpf einen mehrere Zentimeter starken Bewuchs, der bis zu 40 Kilogramm und mehr wiegt und durch Gewicht und Unebenheit die Fahrtgeschwindigkeit herabsetzt oder den Kraftstoffverbrauch empfindlich erhöht. Jährlich muß deshalb jedes Hochseeschiff ins Dock. Kosten: 40 000 Mark für das Docken und Neuanstreichen eines einzigen 10 000-Tonnen-Frachters. Kraftstoffkosten für ein halbes Jahr Fahren mit Bewuchs: das Doppelte. Jetzt wurde bei uns ein bewuchshemmender Schutzanstrich entwickelt. Künftig müssen die DDR-Hochseeschiffe nur noch alle zwei Jahre ins Dock, und die Kosten je Seemeile werden niedriger sein als bisher. Nicht nur viele Schiffe machen es also, und auch nicht allein Schiffe mit Weltniveau; es heißt, die Schiffe mit Kosten zu produzieren und unterhalten, die dem Weltniveau entsprechen. Nur so kann die deutsche Seereederei mit kapitalistischen Seereedereien erfolgreich konkurrieren.

Vielleicht träumt aber Manfred nicht von Schiffen, sondern von großen Fernlastern auf endlosen, asphaltierten Straßen. Im Süden Berlins entsteht ein Werk für die LKW-Produktion. Wer kennt nicht bereits die ausgezeichneten Rennbootmotore und die Motorroller aus den Industriewerken Ludwigsfelde! Von hier werden bald die ersten LKWs anrollen. Daß sie billig produziert werden, wünscht wohl ein jeder. Aber wie soll das Werk die Kosten international vergleichen und möglichst niedrig halten, wenn es sie nicht einmal genau kennt? Da müßte man nur die Buchhaltung etwas auf Trab bringen, mag mancher denken. Aber wenn das Werk beispielsweise für ein Kilowatt Strom nur die Hälfte dessen zahlt, was das Kraftwerk zu seiner Erzeugung aufwendet? Dann muß der finanzielle Verlust des Kraftwerkes durch Staatszuschüsse gedeckt werden, der Selbstkostenpreis des Automobilwerkes aber täuscht: Die realen Kosten liegen in Wahrheit höher. Dieser Unterschied schwankt im Maschinenbau zwischen 0,5 Prozent und 5,1 Prozent, und liegt im Durchschnitt bei 1,6 Prozent. Nun wird aus Elektrizität kein LKW. Dazu braucht es auch Bleche und Stähle. Auch die kämen dem Autowerk zur Zeit weniger, als sie den Stahl- und Walzwerken kosten. Die Täuschung über die Kosten der LKWs wäre also beträchtlich und für die allerbeste Buchhaltung nicht zu berechnen; denn diese Täuschung steckt ja auch in den bereits verarbeiteten Metallen, etwa in den Motoren. Deshalb werden in Zukunft – ohne Auswirkungen für die Ladenpreise – die Industriepreise verändert. Die Preise, die das LKW-Werk dann für Energie, Bleche und Stähle zahlt, werden annähernd mit den echten Herstellungskosten übereinstimmen. Erst dadurch können im Werk die Kosten der LKWs auf Heller und Pfennig errechnet werden.

Vielleicht träumt Manfred aber auch nicht von Fernlastern, sondern von Traktoren oder modernen Viehställen. Rechnen? Dafür ein unnötiger Luxus? Gute Rechner sind diejenigen LPG-Bauern, die im vergangenen Winter vitaminreiches Grünfutter für Ferkel und Kücken im erdelosen Anbau zogen. Mit Hilfe der aus verschiedenen Chemikalien zusammengesetzten Nährlösung lassen sich auf einem Quadratmeter in 10 Tagen 30 kg Grünmasse erzielen. Ein höheres Absatzgewicht bei Ferkeln, eine entsprechende Gewichtszunahme in der Geflügelaufzucht, und damit höhere Einnahmen sind die Quittung. Den klugen Rechnern in den LPGs wird es aber ebenso klar wie ein Sonnenschein sein, daß sie ihrerseits für die neue Melkanlage M 610 aus Elsterwerda, die das Gütezeichen Q besitzt, mehr zahlen müssen, als für eine durchschnittliche Melkanlage. Ein „Q" brachte dem Erzeuger schon immer viel Ehre, mehr aber meist nicht. Auch die Produkte minderer Qualität finden ja ihren Abnehmer. In Zukunft werden sich die Gütezeichen durch einen Preisabzug oder -aufschlag bemerkbar machen. Höhere Qualität bringt höheren Gewinn – diese Rechnung kann sich dann jedes Werk aufmachen, und diese Rechnung ist eben ein materieller Anreiz für eine bessere Qualität . . .

Über das „ein Apfel plus noch einen sind zwei Äpfel" dringt der Mensch schrittweise in das Reich der Zahlen ein, in die Mathematik, ohne die unser Leben gar nicht mehr denkbar ist. Wohl jeder Erwachsene wird deshalb – mit Recht – dem Manfred sagen: Lerne mehr rechnen, lerne besser rechnen! Aber offenbar sollten wir uns dabei auch an die eigenen Nasen fassen!

Gottschalk

DDR UNSER VATERLAND

Merkwürdige Begebenheiten

Lüfteleien



Der erste Schwarzfahrer der Lüfte war ein gewisser Oberst Verdun. Am 10. Oktober 1818 wollte der deutsche Ballonschiffer Kirsch in Le Mans aufsteigen. Als die Haltetaue gelöst wurden, durchbrach ein Mann aus der Zuschauermenge die Absperrung, drängte blitzschnell den Ballonführer Kirsch vom Einstiegbrett und schwang sich selbst in den Ballon. Es war der Kürassier-Oberst Verdun, der sich diesen tollen Streich leistete. Der fliegende Kürassier hatte enormes Glück und landete nach einer interessanten Fahrt wohlbehalten in der Nähe seiner Kaserne.



Beim Einfliegen einer Maschine stürzte der englische Flieger Thornton Dyke ab. Wie durch ein Wunder blieb er am Leben.
Als er wieder zu sich kam, lag er in einem Krankenhausbett und hörte die Stimme eines Reporters ganz sanft fragen: „Sagen Sie, Mr. Dyke, welcher Gedanke beherrschte Sie, als Sie durch den ungeheuren Raum herunterstürzten?“ Ohne die Miene zu verziehen antwortete der Pilot: „Den größten Eindruck machte mir die Erscheinung, daß ich so ungefähr die einzige Sache war, die nicht hochging ...“

Erstaunliche Treffer



Im Oktober 1460 belagerte der schottische König Jakob II. das Schloß Roxburgh. Die Belagerten wollten gerade aus Munitionsmangel die weiße Fahne hissen, da löste sich aus einer ihrer Kanonen der letzte Schuß. Er nahm Jakob II. mit in alle Ewigkeit.



Im Jahre 1661 schlug der Blitz in den Turm der Berliner Marienkirche und setzte ihn in Flammen. Um die Kirche selbst und die umliegenden Fachwerkhäuser zu retten, erteilte der Stadtkommandant den Befehl, den brennenden Turm mit Kanonen herunterzuschießen. Das geschah auch. So konnte durch einen glücklichen Treffer weiterer Schaden verhindert werden.



Eine Kanonenkugel war es auch, die ein Duell entschied. Bei der Belagerung von Glatz, im Siebenjährigen Kriege, glaubten die beiden Generale Bernsdorf und Wittgenstein ihre Ehre nur durch einen Zweikampf wieder ins Gleichgewicht bringen zu können. Da ein Verbot ein gewöhnliches Duell ausschloß, stellten sich die beiden Kampfhähne auf die Festungsmauer und warteten ab, bis eine feindliche Kugel den einen oder anderen traf. Wittgenstein mußte daran glauben.

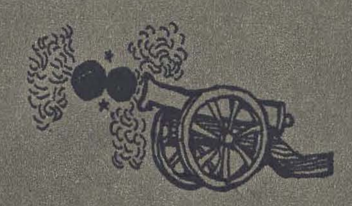


Zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts zog der französische Feldherr James Berwick gegen die Portugiesen. Um ihre Truppen anzufeuern, überlegten die Portugiesen, welchen Feldherrn sie dem Feinde entgegenstellen könnten. Da entschied man sich für den heiligen Antonius. Man zog ihm die Uniform eines Soldaten an und

trug ihn in einer Sänfte voran. Tag für Tag avancierte der Schutzheilige, weil die Portugiesen Erfolg hatten. Am achten Tag war er bereits Feldmarschall. An diesem Tag errangen die Portugiesen den entscheidenden Sieg gerade dann, als ein Kanonenschuß der Puppe glatt den Kopf abriß. Immerhin hatte sie ihre Aufgabe erfüllt.



Napoleon zählte zu den schlechtesten Schützen der Welt. Das wußte auch sein Jägermeister. Dieser Weidmann hatte bei Fontainebleau gerade einen kapitalen Hirsch erlegt, als der Kaiser mit seinem Gefolge auftauchte. Geistesgegenwärtig schnitt der Jäger zwei Gabelzweige ab und stützte damit den Hirsch. Napoleon sprang vom Pferd, schoß in einen Baum und nickte sich selbstbewundernd zu, als der Hirsch so blieb wie er war. „Sire", meldete stramm der Jägermeister, „Sie haben den Hirsch mitten ins Herz getroffen!" „Das brauchen Sie mir nicht erst zu sagen!" entgegnete der Korse, bestieg sein Pferd und ritt stolz davon.



Bei der Belagerung von Mainz im Jahre 1793 wollte es der Zufall, daß das Geschoß eines deutschen Vierundzwanzigpfünders seinen Weg haargenau in die Mündung einer französischen Kanone nahm, die gerade abgeschossen wurde. So kam die Mainzer Granate mit ihrer Pariser Schwester auf dem schnellsten Wege in die belagerte Stadt zurück.

Rum warf sie um

Noch heute kann man an einer Rumdestillerie auf Martinique lesen: „Hier schlugen am 20. Juli 1674 hundertsechzig Franzosen viertausend holländische Landungstruppen unter ihrem berühmten Admiral Ruyter in die Flucht!"
Dieser Admiral Ruyter galt bis dahin für unbesiegbar. Ende Mai 1674 erhielt er den Befehl, mit 37 Schiffen die Insel Martinique anzugreifen. Sein erstes Ziel war Port Royal.
Als die holländische Flotte vor der Insel erschien, herrschte völlige Windstille. Das war der erste Glücksumstand für die Franzosen. Sie konnten in aller Eile ein paar Dutzend Pflanzer bewaffnen und die wichtigsten Punkte des Hafens besetzen. Am Morgen des 20. Juli schob sich Ruyters Flotte gegen Port Royal heran. Ruyter befahl die Landung. Langsam zogen sich die Pflanzer zurück. Aber sie ließen am Kai etwas zurück — einige Dutzend Fässer mit bestem Rum.
Übermütig wegen der widerstandslosen Besetzung der Insel fielen die Holländer über die Rummagazine her und leerten Becher um Becher auf das Wohl ihres Admirals, des künftigen Gouverneurs von Martinique.
Gegen Mittag bliesen die Hörner der Holländer zum Angriff. Die sengende Sonne und der Alkohol taten ihre Wirkung: Die Mehrheit der Soldaten konnte sich kaum noch auf den Beinen halten. In diesem Augenblick gingen die Verteidiger zum Gegenangriff über. Aus dem Hinterhalt eröffneten sie das Feuer auf die taumelnde Horde. Gleichzeitig schossen die Kanonen des Forts aus allen Rohren, und die französische Fregatte „Les Jeux" bedrängte die Landungstruppen von der Flanke her.
Dreimal setzten die schwankenden Kolonnen zum Angriff an, dreimal kamen sie wieder zum Stehen. In diesem Augenblick betrat Admiral Ruyter die Mole. Bisher hatte er die Aktion von seinem Schiff aus geleitet, nun hoffte er, durch seinen persönlichen Einsatz noch zu retten, was zu retten war. Aber das Schauspiel, das sich ihm bot, war grauenhaft: zwischen Toten und Verwundeten lagen Hunderte seiner Soldaten im tiefsten Alkoholrausch. Noch in der gleichen Stunde ließ er zum Rückzug blasen. Im Morgengrauen segelten Hollands Schiffe heimwärts. Die Franzosen hatten nur sechs Tote zu beklagen. Unter ihnen den Mann, der den guten Gedanken gehabt hatte, die Rummagazine weit offen zu lassen.



Vignetten: Horst Bartsch

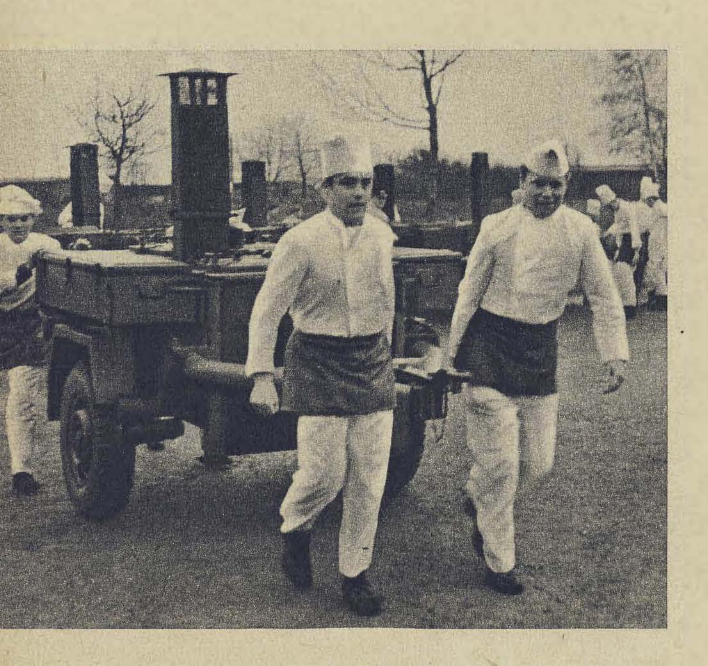
Gulaschkanoniere

Sechs Feldküchen nebeneinander, an jeder ein Kochkollektiv von vier Mann in blendendweißer Kochkleidung. Der kalte Wind, der an diesem Morgen über den Exerzierplatz des Truppenteils Barthel weht, zerrt an ihren Schürzen und den hohen Kochmützen. Aber das stört die Genossen nicht. Aus allen Teilen der Nationalen Volksarmee sind sie hierher gekommen, um zu zeigen, wie sie die geschmackvollste aller Künste, eben die Kochkunst, beherrschen. Im Wettbewerb des Verpflegungsdienstes wurden sie Sieger ihrer Dienstbereiche. Nun wollen sie die Besten der Besten ihrer „Waffengattung“ ermitteln.

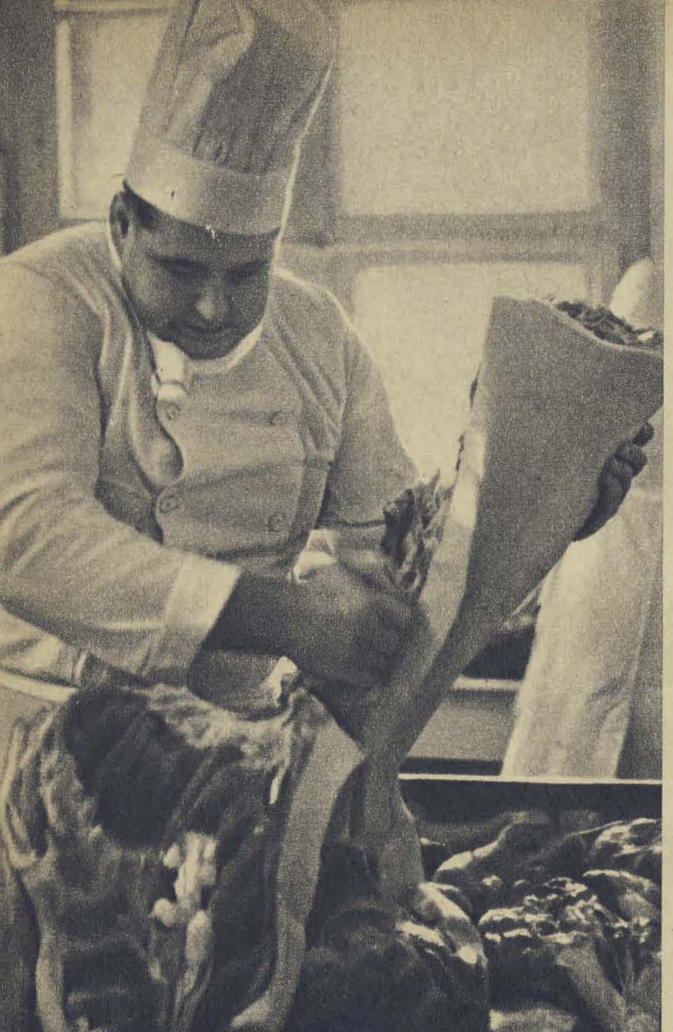
Schlag acht Uhr hatte Oberst Arndt, der Leiter des Verpflegungsdienstes der NVA, den Start freigegeben. Auf das Kommando ihrer Küchenleiter fuhren die Gulaschkanoniere ihre Geschütze im Mannschaftszug in die Feuerstellung, protzten sie dort ab und begannen. Alle hatten die gleichen Produkte empfangen: Fleisch, Knochen, Kartoffeln, Gemüse, Gewürze und Zutaten. Nun quellen schon eine geraume Zeit dicke Qualmwolken aus dem Rauchabzug und werden vom Winde zerfetzt. Was werden die einzelnen Kollektive aus ihren Feldküchen hervorzaubern?

Viele Köche verderben den Brei? Das trifft hier auf keinen Fall zu. Gestern sahen wir die Genossen über theoretischen und praktischen Prüfungsfragen schwitzen. Sie verstehen ihr Fach, das muß man schon sagen. Warenkunde, Hygiene, praktische Küchenarbeit — in allen Fächern sind sie bewandert. Das Zwiebelschneiden ging so schnell, daß wir jeden Moment glaubten, Daumenkuppen fliegen zu sehen. Aber nichts dergleichen, Geschwindigkeit ist eben doch keine Hexerei ...

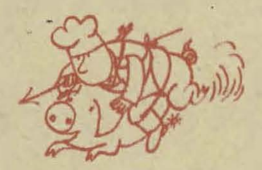
An einer Feldküche sehen wir den Genossen zu. Es ist das Team aus dem Dienstbereich Ernst. Stabsfeldwebel Rolf Wittig, schon rein äußerlich ein Koch von Format, hat es uns angetan. Seine Figur wirkt auf unsere Kamera wie ein Magnet. Während er die Soße zubereitet, was er sich als Küchenleiter nicht aus der Hand nehmen läßt, versuchen wir etwas über ihn zu erfahren. Er hat als Maurer gelernt, vernehmen wir überrascht, weil wir in ihm einen geborenen Koch vermuteten. „Aber dann sattelte ich auf Koch um und machte bei der HO in Leipzig meinen Küchenmeister. Jetzt



Im Mannschaftszug fährt das beste Kochkollektiv der Volksmarine die Gulaschkanone in Feuerstellung. Als Matrosen sind sie mit der Feldküche noch nicht so vertraut wie die „Landhasen“, aber auch ihr Essen schmeckt.



Schnitzel, Koteletts, Bratfleisch oder Kochfleisch ist hier die Prüfungsfrage. Ein tüchtiger Küchenleiter wie Stabsfeldwebel Wittig weiß, was man aus einem Schwein „herausholen“ kann.



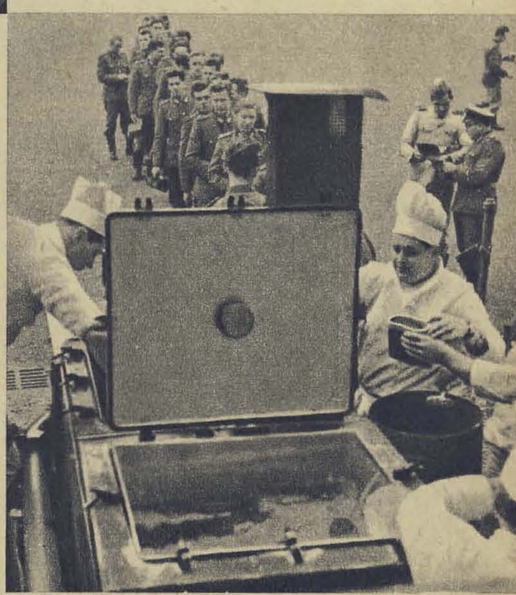
Topfgucker waren E. Gebauer und R. Dressel

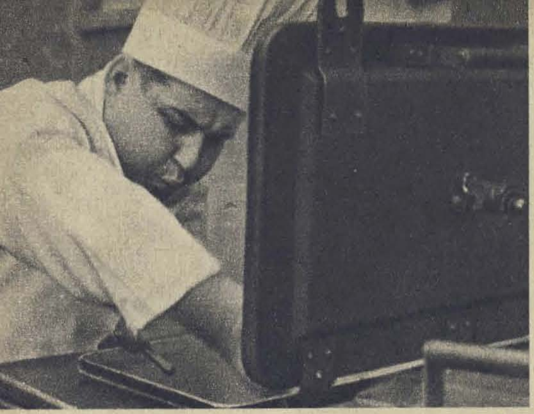


Bratwurst oder Bratklops? Am liebsten beides! Aber nur für eines können sich die „Qualitätsprüfer“ an der Küche von Stabsfeldwebel Wittig entscheiden. Natürlich für Bratwurst . . .

bin ich Küchenleiter im Truppenteil Wöllner.“ Was er heute kochen wird? „Das wird noch nicht verraten“, sagt er schmunzelnd und schmeckt seine Soße ab. Etwas Salz fehlt noch. An den anderen Küchen hörten wir von Bratklops, Bouletten und deutschen Beefsteaks. Und er? Warum so geheimnisvoll? Uns schwant etwas, eine Überaschung. Er sieht auf die Uhr. „Aber jetzt müssen Sie mich entschuldigen, ich muß mich um die Fleischmasse kümmern.“ Uns läuft schon das Wasser im Munde zusammen . . .

Koche mit Liebe, fordern die Soldaten mit Recht von ihrem Verpflegungsdienst. Hier wird die Liebe der Köche zu ihrer Arbeit anschaulich demonstriert. Man kann sie zwar nicht nach Zentimetern, Gramm oder Minuten messen, aber bei jedem Handgriff ist sie deutlich spürbar. Nach einem minutiös ausgearbeiteten Kochplan drehen die Genossen den Fleischwolf, setzen die Kartoffeln an und schneiden das Gemüse. Alles





Genug gekocht?

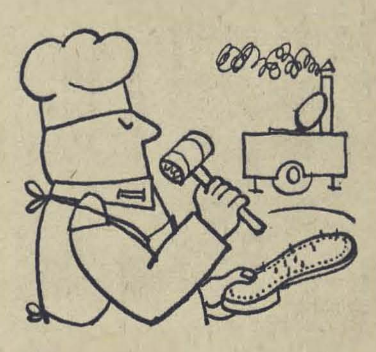


Schmeckt's?



tun sie aus dem tiefen Bestreben, den Soldaten Qualitätsarbeit zu liefern. Man wünschte nur, in allen Küchen möge es so zugehen... Die Soldaten haben Anspruch auf ein qualitativ hochwertiges, schmackhaftes Essen. Und sie, die Artilleristen des Truppenteils Barthel, sind heute eigens dazu aufgefordert, als „Gütekontrolleure" zu fungieren. Das heißt für die Köche Qualität im Quadrat.
Um dreizehn Uhr ist es dann soweit. Vor der Feuerstellung der Gulaschkanoniere bilden die „Gütekontrolleure" lange Schlangen. Kanoniere, Geschützführer und Hauptwachtmeister sind mit Kochgeschirren erschienen, um ihr gerechtes Urteil zu fällen. Gleich bei der Essenausgabe gibt es die ersten Kommentare. „Hmm", sagt einer, der an die Boulettenküche geraten ist, „aaah", ein anderer, der sichtlich zufrieden einen knusprig gebratenen Klops erhält. „Das ist die Wucht im Kochgeschirr!", entfährt es einem dritten, dem Stabsfeldwebel Wittig eine würzig duftende Bratwurst verabreicht. Sie ist von den bekannten Thüringer Rostbratwürsten kaum zu unterscheiden. Zur Auswahl stehen auch Klopse bereit, aber die Bratwürste erfreuen sich bei den Soldaten größerer Beliebtheit.
Der Schuß aus der Gulaschkanone hat gesessen. Überall sehen wir zufriedene Gesichter. Auch Oberst Arndt kann nicht umhin, dem Stabsfeldwebel und seinem Kollektiv Anerkennung zu zollen. Wie sie das gemacht haben? „Ein bißchen Überlegung, den Teig etwas weicher als sonst und ein wenig Knoblauch dran." Damit setzten sie das Tüpfelchen aufs I. Stabsfeldwebel Wittig und seine Genossen, Feldwebel Kokel, Gefreiter Lähmar und Soldat Quast, gehörten schon nach den vorangegangenen Prüfungsfächern zu den Anwärtern auf einen der vorderen Plätze. Mit den Bratwürsten aber setzten sie sich einwandfrei an die Spitze vor den Kochkollektiven der Grenztruppen und der Luftstreitkräfte.
Am Nachmittag treten die Gulaschkanoniere noch einmal an. Stabsfeldwebel Wittig empfängt mit seinem Kollektiv Urkunden, Buchprämien und einen Satz Ausbildungsmaterial für Köche. Im Namen aller Köche versichert er, daß sie auch künftig mit jedem Schuß aus der Gulaschkanone sicher treffen wollen.

Vignetten: Paul Klimpke



Schmeckt!

Feststoffraketen spielen erste Geige

Von HEINZ MIELKE, Vizepräsident der Deutschen Astronautischen Gesellschaft

Die Entwicklungsprobleme von Hochleistungs-Trägerraketen werden maßgeblich von deren Verwendungszweck bestimmt. Als sich für die Raketentechniker nach dem zweiten Weltkrieg die Möglichkeit ergab, systematischer als zuvor in das Neuland der immer größer und stärker werdenden Raketenantriebe vorzustoßen, waren schon von Anfang an die zwei Anwendungsgebiete klar umrissen, die auch heute noch Bedeutung besitzen: das der Raketenwaffen und das der Raumfahrtforschung.

Zunächst dominierten die Aspekte der militärischen Verwendung der Raketentechnik. Das Schwergewicht in der Entwicklung von Trägerraketen konzentrierte sich vornehmlich darauf, Flüssigkeitsraketen zu schaffen, mit denen möglichst interkontinentale Reichweiten erzielt und Nutzmassen in den Größen nuklearer Kampfladungen transportiert werden konnten. Diese Entwicklungsphase kam in den letzten Jahren nahezu zum Abschluß. Die ständigen Fortschritte in der Grundlagenforschung führten durch verbesserte Antriebstechnik und Flugkörper unter anderem dazu, daß heute die Startmassen und damit auch der Gesamtaufwand für interkontinentale Träger gegenüber den ersten Entwürfen und Prototypen schon beträchtlich niedriger liegen. Hinzu kommt, daß die Wirkung der Kernladungen ebenfalls wesentlich gesteigert werden konnte, so daß für diese spezielle Aufgabe gegenwärtig kaum noch Träger benötigt werden, deren Startmassen wesentlich über 100 Tonnen liegen.

Für die Entwicklung hochleistungsfähiger militärischer Trägerraketen ergaben sich aber noch andere ganz spezielle Probleme, die von nicht geringem Einfluß auf die Grundlagenforschung blieben. Neben der Aufgabe des reinen Massentransports, bei der also die Nutzmassekapazität einer Trägerrakete im Vordergrund steht, spielen für militärische Zwecke vor allem der möglichst einfache Aufbau, die praktisch unbegrenzte Lagerfähigkeit ihres Treibstoffes, leichte Wartung sowie besonders möglichst kurzfristige Einsatzbereitschaft und einfache Bedienung im Einsatz eine ausschlaggebende Rolle. In dieser Hinsicht sind Trägerraketen mit flüssigen Treibstoffen mit mancherlei Nachteilen behaftet, was nicht zuletzt auf ihre komplizierten Triebwerksanlagen zurückgeht. Als geradezu ideal sind dagegen Feststoffraketen anzusehen, deren Prinzip an Einfachheit nicht zu übertreffen ist.

Aber auch der Entwicklung von großen Feststoff-Trägerraketen stellten sich anfänglich große Schwierigkeiten entgegen. So mußte einerseits die Leistungsfähigkeit von festen Treibstoffsystemen, die erheblich hinter der flüssiger Treibstoffkombinationen zurücklag, so weit gesteigert werden, daß sich ein etwa vergleichbarer Startmassenaufwand gegenüber den Flüssigkeitsraketen ergab. Andererseits galt es, extrem große Treibstoffladungen zu schaffen. Außerdem waren Wege zu finden, um Feststofftriebwerke im Betrieb regelbar zu machen und damit den Flug der Rakete selbst lenktechnisch beeinflussen zu können. Alle diese Probleme konnten inzwischen befriedigend gelöst werden, so daß in der Kategorie der weitreichenden Trägerraketen heute die Feststoffraketen eine immer beherrschendere Rolle zu spielen beginnen.

Aus sowjetischen Verlautbarungen über den Stand der militärischen Trägerraketentechnik in der Sowjetunion kann mit einiger Sicherheit darauf geschlossen werden, daß dort schon sehr früh auch der Entwicklung hochleistungsfähiger Feststoffträger größtes Augenmerk geschenkt wurde. Sowohl die Hinweise auf die breite Basis des Systems weitreichender Raketenwaffen als auch auf deren allzeit zuverlässige Einsatzfähigkeit unter allen klimatischen und Witterungsbedingungen lassen diesen Schluß zu. Weiterhin zeigt die Ausrüstung von sowjetischen U-Booten mit Fernraketen, die in diesem Fall grundsätzlich nur Feststoffträger sein können, daß alle einschlägigen Probleme schon seit langem befriedigend gelöst sind. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, daß ähnliche Entwicklungsperspektiven in den USA erst verhältnismäßig spät Bedeutung erlangten. Die vornehmlich durch Firmeninteressen gestützte führende Rolle der weitreichenden Flüssigkeits-Trägerraketen („Thor", „Atlas", „Titan") wurde erst in den letzten Jahren durch gewisse Erfolge bei Parallelentwicklungen

(Fortsetzung auf Seite 55)

Reservistenreporter Spatz Schlaukopf beantwortet Fragen zum Thema:

RESERVE HAT – einen Lehrgang



Da heißt es bei den Menschen: „Wer viel fragt, der kriegt viel Antwort.“ Eine Halbwahrheit ist das, Genossen, eine Halbwahrheit. Denn ebensogut kann es heißen: „Wer viel fragt, der kriegt viel – Fragen.“ Ich hatte über 50 Reservisten mit über 50 Fragen überschüttet, um der Mentalität d e s Reservisten auf die Spur zu kommen. Von der Frage nach dem Urteil über den Twist (alle sehen ihn gern, aber nur die Hälfte will selbst dabei gesehen werden) bis zur Meinungsforschung über den Reservistendienst war alles dabei. Und gerade zur letzten Frage bekam ich über 50 Gegenfragen, sozusagen einen ganzen Rucksack voll. Um den wieder loszuwerden, heftete ich mich einem Mann in besten Jahren an die Fersen, der gerade im Stechschritt aus den Armen der Familie für vier Wochen in die Arme der Armee marschierte.



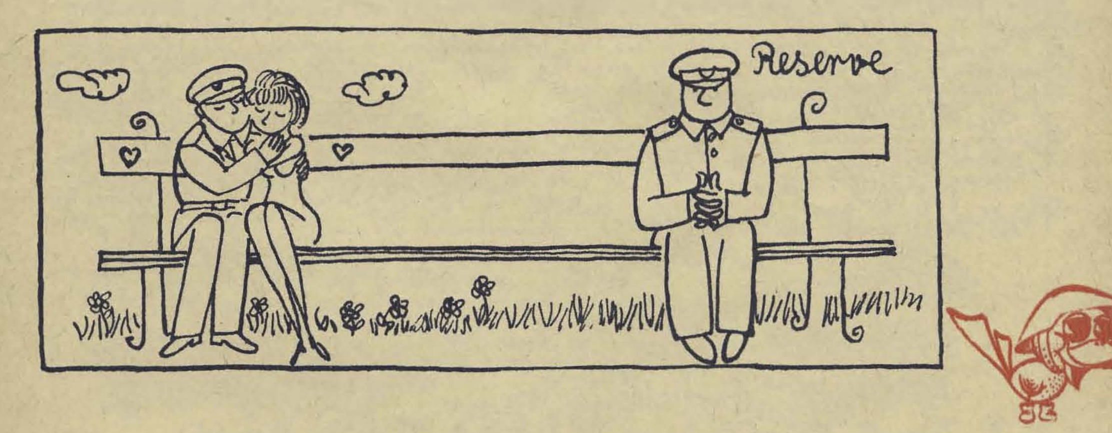
War das ein Spaß an den nächsten drei Tagen! Der eine vergaß beim Antreten zum Ausmarsch ins Gelände die Handschuhe, der andere den Stahlhelm. Da hing bei einem Dritten die MPi verkehrt herum von der Schulter und bei einem Vierten noch die Hose des Kampfanzugs im Schrank. Man war halt aus der Übung gekommen. Kein Wunder; denn einer hatte bereits vor sieben Jahren zum letzten Mal die Uniform getragen.

Fast alle mußten sich auch das Sturmgepäck erklären lassen, das es zu ihrer Zeit noch nicht gegeben hatte. Zwar waren alle Reservisten, die ich in diesem Regiment traf, Artilleristen, aber die 85er, an der sie ausgebildet wurden, war ihnen vorher nicht unter die Hände gekommen.

Der Reservistenlehrgang dient also nicht nur der Auffrischung, sondern auch der Vervollständigung der militärischen Kenntnisse.

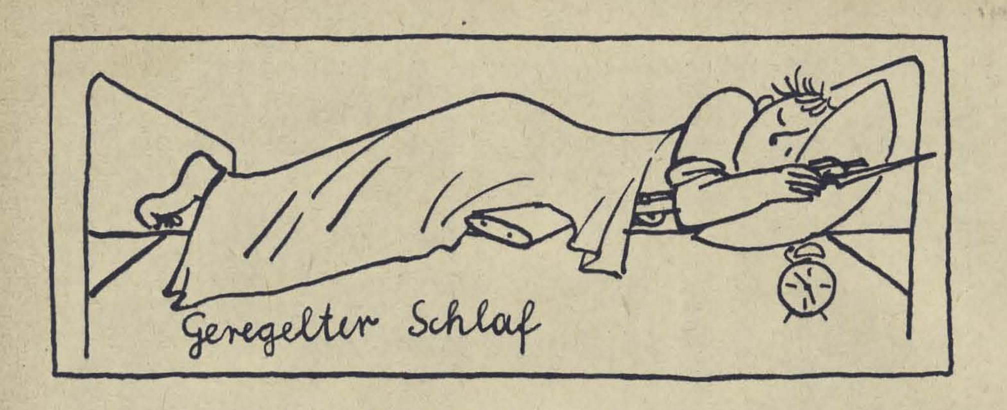


Noch einen Zug, ja, und noch einen, und noch einen! Das geht in die Lungen, alle Achtung. Aber keine Bange, diese (Karo-)Eskaladierwand hat bisher noch jeder Reservist geschafft, auch während eines Lehrganges. Allerdings traf ich einen, der sich für vier Wochen von der verführerischen „Carmen" auf die biedere „Casino" umgestellt hatte. „Da kommt mir der Lungenkrebs", sagte er, „nicht ganz so teuer zu stehen, und das ist wichtig, denn mit meinem Taschengeld muß ich mich jetzt etwas mehr einrichten." Während des Lehrganges gibt es 80 Prozent plus Dienstgrad. Bei Angestellten sind es 80 Prozent des Gehalts, bei Produktionsarbeitern 80 Prozent des Grundlohns. Not leidet jedenfalls keiner. Wobei man auch nicht übersehen sollte, daß sie in der Truppe verpflegt und eingekleidet werden.



Als ich ihn eines Sonnabends so traf, waren automatisch zwei Fragen beantwortet, eine seiner Frau („Natürlich ist er treu") und seine eigene („Natürlich gibt es auch Ausgang, genauso wie bei Soldaten auf Zeit"). Er sagte zu mir: „Es gehört sich nicht – das muß man euch jungen Burschen immer wieder sagen – so etwas auf die lange Bank zu schieben", und er begann mein schon zusammengeschrumpftes Häuflein Fragen zu vernichten.
Der Tagesablauf? Wie bei den jungschen Burschen von der Art am anderen Ende dieser Bank. Ob man Autos und Motorräder mitbringen kann? Wenn mans hat, und den Glauben dazu, daß es nicht rostet oder geklaut wird, bitte schön. Garagen und Sonderwachen dafür gibt's nicht. Ob wir die Uniform mit nach Hause bekommen? Für jeden Reservisten eine Uniform, und womöglich noch jedes Jahr eine neue, da man ja mit dem Alter Fett ansetzt? Wer soll diese Ausgabe verantworten?
Was wir für Sachen mitbringen mußten? Ne Zahnbürste mit allem drum und dran, nen Reißverschluß mit dem übrigen Sportzeug drumherum.
Seit wann ich von dem Lehrgang wußte? 14 Tage vorher muß die Einberufung da sein. Ob ich in der Produktion nicht wichtiger bin als hier auf dem Lehrgang, da doch Produktion das Wichtigste ist? Weil sie das Wichtigste ist, muß ihr Schutz mindestens ebenso gut organisiert sein wie sie selbst.
Ob der Reservistendienst überhaupt einen militärischen Sinn hat? Meinen die Frager, man würde sonst das Geld dafür ausgeben?!
Ob wir mal zum Schießen kommen? Weshalb eigentlich nicht? Gegen Ende des Lehrgangs nehmen wir auch an einer Übung teil. Ich bin überzeugt, da werden wir auch schießen. Genau weiß ich es noch nicht. Dafür weiß ich, daß ich jetzt sofort schießen werde, in die HO. Bis dann also! ▶

Zeichnungen: Paul Klimpke

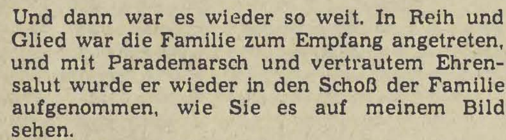


Es wär' gelogen, würd' ich behaupten, sie hätten diesen Vorteil des Reservistenlehrganges auch immer sofort nach Zapfenstreich ausgekostet. Die Auffrischung der Kenntnisse wurde auch noch danach fortgesetzt und meist mit der Frage eingeleitet: „Kennt ihr den?" Meist kannten sie ihn, mindestens seit der Zeit, als sie das letzte Mal bei der Truppe waren. Ich wollte nicht stören – bis einer fragte: „Es sitzt auf der Dachrinne, piepst und ist gefährlich, was ist das?" Die richtige Antwort sollte sein: „Ein Spatz mit Maschinengewehr", was ich allerdings albern und als Verletzung meiner Autorität betrachtete, weshalb ich auf der Stelle den ersten Nachtalarm auslöste.

Und jetzt ließ ich mir Näheres berichten: Sie waren in ein reguläres Artillerieregiment gekommen, bildeten aber eine besondere Reservistenbatterie. Nur der Batteriechef und zwei Unteroffiziere waren aus einer stehenden Einheit abkommandiert worden, wo indessen Reservisten die entsprechenden Funktionen ausübten. Die „Funktioner" unter den Reservisten waren eine Woche eher einberufen worden, damit sie sich mit den neuen Waffen und Vorschriften früher vertraut machen konnten.

Einer dachte vorher, er komme in ein spezielles Reservistenregiment, ein anderer hielt es für möglich, daß er irgendwo als doublierender Vorgesetzter fungieren könne – Formen der Reservistenausbildung, die ebenfalls üblich sind. Es sei aber auch vermerkt, daß zur Zeit noch nicht alle Reservisten zu Lehrgängen einberufen werden.





Und dann war es wieder so weit. In Reih und Glied war die Familie zum Empfang angetreten, und mit Parademarsch und vertrautem Ehrensalut wurde er wieder in den Schoß der Familie aufgenommen, wie Sie es auf meinem Bild sehen.

Die Gattin liebt ihren Reservisten innerlich so sehr, daß sie noch gar nicht gemerkt hat, daß er fünf Pfund Bauch gegen einen Balken für die Schulterstücke eingetauscht hat.

Der Gatte freut sich auf die nächsten Tage und trägt noch die Eindrücke der vergangenen mit sich.

Kurz bevor er zum Lehrgang ging, hatte ich ihn gefragt: „Was vermissen Sie aus Ihrer Armeezeit am meisten?"

Er darauf: „Das Kollektiv!"

Ich: „Und was ist Ihnen in der Truppe am schwersten gefallen?"

Wieder er: „Die Schaffung eines Kollektivs!" Und jetzt hatte er wieder etwas von diesem ihm oft fehlenden Kollektiv kennengelernt.

Die Freude bei den Jungen ist anderer Art, aber nicht geringer. Offenbar wird von unserem Reservisten erwartet, daß er seine frisch erworbenen Erkenntnisse nicht für sich behält, sondern weitergibt!

(Fortsetzung von Seite 51)

auf dem Feststoffsektor angegriffen („Pershing", „Polaris", „Minuteman"). Keiner dieser Trägertypen kann jedoch für sich in Anspruch nehmen, den für militärischen Einsatz notwendigen Zuverlässigkeitsgrad erreicht zu haben.

Die Entwicklung von Hochleistungs-Trägerroketen für militärische Zwecke zeigt somit die Tendenz, in bezug auf Schubkraft und Startmasse bei einer gewissen oberen Grenze zum Abschluß zu gelangen. Jenseits dieser Grenze sind solche Trägersysteme nur noch von bedingtem militärischen Interesse, sofern nämlich sehr große Nutzmassekörper (bemannte Raumgleiter, Flugkörper globaler Reichweite, Inspektionssatelliten) für bestimmte Sonderaufgaben eingesetzt werden sollen. Die eigentliche Domäne von Trägersystemen jenseits interkontinentaler oder globaler Reichweite ist die Raumfahrtforschung. Gemessen an ihren Aufgaben gibt es absolut keine Beschränkung des wünschenswerten Antriebsvermögens der Trägersysteme. Das heißt, Antriebssysteme vom Typ der erfolgreichen Wostok-Trägerraketen, die etwa 4000 bis 6000 kg Nutzmasse in erdnahe Umlaufbahnen zu bringen vermögen, stehen erst am Anfang dieser Entwicklung. Für die amerikanischen Raumfahrtspezialisten ist dieser Weg allerdings noch um ein ganzes Stück länger, da sie mit ihrer „Saturn"-Rakete gegenwärtig kaum weiter sind, als es die sowjetischen Wissenschaftler schon vor etwa 5 bis 6 Jahren waren.

Paukenschlag der Wissenschaft

Mit einer wissenschaftlichen Großtat ersten Ranges, mit einem Paukenschlag begann die sowjetische Raumfahrtforschung des Jahres 1964. Am 30. Januar wurde das erste aus zwei Flugkörpern bestehende Satellitensystem „Elektron 1" und „Elektron 2" gestartet. Beide Meßkörper wurden mit einer einzigen Trägerrakete und von dieser nacheinander in verschieden hoch liegende Umlaufbahnen gebracht. Diese raumflugtechnische Erstleistung ist für die systematischen Untersuchungen im erdnahen Raum äußerst bedeutungsvoll.

Während sich die vorangegangenen Forschungen im Rahmen der „Kosmos"-Satellitenserie im wesentlichen auf den mittleren Bereich der Hochatmosphäre zwischen 200 und 1000 km beschränkten, wurde mit dem System „Elektron" der Untersuchungsbereich auf das wesentlich weiter außen liegende Gebiet der Magnetosphäre erweitert. Als Magnetosphäre wird der Bereich des erdnahen kosmischen Raumes bezeichnet, in dem die Erscheinungen der sogenannten Strahlungsgürtel die beherrschende Rolle spielen. Über zahlreiche Einzelheiten der komplizierten Vorgänge in der Magnetosphäre bestehen noch immer sehr unsichere Vorstellungen. Vor allem über die Wechselbeziehungen zwischen den von der Sonne ausgehenden Partikelströmen und -wolken und den Strahlungsgürteln. Diese Probleme zu klären ist jedoch von größter Wichtigkeit für spätere bemannte Raumflüge jenseits der bisher erreichten Entfernungen.

Um die noch unklaren Zusammenhänge besser erfassen und deuten zu können, beschlossen die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler erstmalig zwei Meßkörper einzusetzen, deren Arbeitsschwerpunkte unterschiedliche Entfernungsbereiche betreffen, aber dennoch in der gleichen räumlichen Ebene um die Erde laufen. Damit wurde ein einheitliches Bezugssystem geschaffen, in dem die zeitgleich anfallenden Meßwerte über die verschiedenartigsten Strahlungspartikel ein wesentlich aufschlußreicheres Bild ergeben, als das bei allen früheren Experimenten mit Raumsonden der Fall war. „Elektron 1" ist mit seinem Meßprogramm dabei besonders auf die Verhältnisse im innersten Bereich der Strahlungsgürtel zwischen 400 und 7100 km abgestimmt, während „Elektron 2" speziell auf Untersuchungen in den Außenbezirken der Magnetosphäre eingestellt ist (Perigäum: 460 km, Apogäum: 68 200 km). Da beide Raumflugkörper auf Grund ihrer ausgedehnten Umlaufbahnen nur sehr geringen atmosphärischen Bremswirkungen ausgesetzt sind, wird ihre „Lebensdauer" außerordentlich groß sein. Um diesen Effekt rationell und damit ökonomisch weitgehend auszunutzen, wird man auch in ihrer Ausrüstung eine möglichst lange Funktionsdauer vorgesehen haben.

Inzwischen haben beide Flugkörper unzählige Flugkilometer im Raum zurückgelegt, viele Male die Erde umkreist und neue wertvolle Meßergebnisse an die sowjetischen Stationen geliefert. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu wissen, daß die Satelliten die Informationen sozusagen speichern und sie dann, wenn sie im Empfangsbereich der sowjetischen Stationen sind, abgeben. Welche Resultate sie für weitere Flüge des Menschen in den Kosmos erbringen, das wird die nächste Zukunft zeigen.

MILITÄRTECHNISCHE *Umschau*

SPW als Minenleger

Zum schnellen Minenlegen wurde bei den polnischen Pioniertruppen eine neue Vorrichtung eingeführt, die an den SPW 152 angebracht wird. Diese Vorrichtung besteht aus zwei Schienen links und rechts an der Bordwand. Über diese Schienen werden die Minen bei langsamer Fahrt herabgerollt. Das Verlegen erfolgt offen.

SIMCA-MARMON MH 600 BS

So heißt der neue französische 1,5-Mp-LKW, dessen Einführung in die Truppe bevorsteht. Seit Januar 1964 läuft die Serienfertigung. Als „Übergangsfahrzeug" weist der LKW einige Verbesserungen auf, die sich für den Einsatz günstig auswirken. So ist die elektrische Anlage völlig isoliert, d. h. die Watfähigkeit des Fahrzeuges beträgt dadurch rund zwei Meter. Die wichtigsten taktisch-technischen Daten: Länge 4,95 m; Breite 2,10 m; Höhe 2,60 m; Steigfähigkeit 60 Prozent; Motor 4,2 l SIMCA V 8 100 PS bei 3200 U/min; Höchstgeschwindigkeit 80 km/h; Leermasse 3500 kg; Nutzlast 1500 kg oder 14 Mann (einschließlich Fahrer).



Rumänisches Mehrzweckflugzeug

Rumänische Konstrukteure arbeiten gegenwärtig an einem neuen Mehrzweckflugzeug, das als



Weil ein Pferd scheute ...

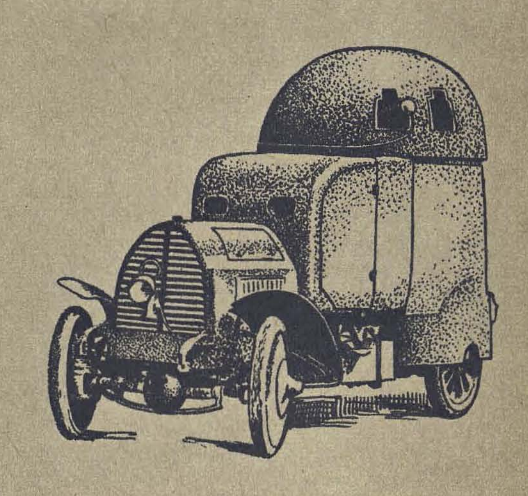
Die Idee, Automobile für die Armee nutzbar zu machen, bewog Anfang des 20. Jahrhunderts den östereichischen Konstrukteur Paul Daimler einen Panzerwagen zu entwerfen. Die Konstruktion des für seine Zeit beachtlichen militärischen Gefährts wurde 1903 bis 1905 in den Wiener Werken der Daimler-Motorengesellschaft ausgeführt und der Wagen 1906 bei den K. und K.-Manövern probeweise eingesetzt.

Diese Vorführung nahm einen für den Konstrukteur völlig unerwarteten Ausgang. Obwohl „feindliche" Patrouillen angesichts des „Ungetüms" die heillose Flucht ergriffen, ganze Schwadronen Kavallerie vom MG-Feuer aus der Panzerkuppel „niedergemacht" wurden und sogar ein Generalmajor in Gefangenschaft geriet, verfiel das Panzerauto in Ungnade. Ein Pferd war daran schuld! Auf ihm saß ein General. Jener fiel sehr unsanft zu Boden, als sein Streitroß angesichts der „rollenden Festung" scheute. Somit war das Urteil über Daimlers Panzerauto gesprochen. Kaiser Franz Josef, der den Manövern beiwohnte, winkte nur indigniert ab. Aus, totgeschwiegen die bahnbrechende Neuerung der Militärtechnik.

Daimlers Panzerauto war allseitig mit 4-mm-Stahlblech gepanzert, sein Turm war um 360° drehbar (Handbetrieb), die Fahrersitze konnten versenkt werden. Mit Allradantrieb (!) konnten 50 km/h erreicht werden.

Nach dem Fehlschlag von 1906 bot Daimler diesen Panzerwagen den Deutschen an. Auch sie lehnten ab. Da griff Frankreich zu und präsentierte das Fahrzeug als „französische" Sensation.

Rolf Kunze



Transport-, Sanitäts- und Schleppflugzeug Verwendung finden soll.
Folgende vorläufige Daten sind bekannt geworden: Reichweite 1000 km; max. Geschwindigkeit 185 km/h; Startstrecke 80 ... 100 m; Landestrecke 30 ... 60 m.

Jak 24 wird Jak 24 P

Der sowjetische Großhubschrauber Jak 24 wird gegenwärtig auf Turbinentriebwerke umgerüstet. Damit wird die Leistungsfähigkeit des Hubschraubers weiter gesteigert. Seine neue Bezeichnung wird Jak 24 P lauten.

Laser-Entfernungsmesser

Ein Laser-Entfernungsmesser mit der Bezeichnung Colidar-Mark II (Coherent Light Dedectron and Ranging) wurde in England entwickelt. Das Ein-Mann-Gerät enthält in dem längeren Rohr den Strahler, im kürzeren befindet sich ein Teleskop, in welches der reflektierte Strahl zurückfällt. Durch Messen des Zeitunterschiedes des ausgesendeten Strahls wird die Entfernung zum anvisierten Ziel ermittelt.



Kanadier rüsten um

In diesem Jahre soll das kanadische Luftwaffenkontingent der NATO die Umrüstung auf den „Starfighter" beenden. Mit dieser Umrüstung werden die Typen F-86 und CF-100 aus dem Bestand der 1. Air Division RCAF gezogen. Diese Luftdivision hat eine Stärke von rund 6000 Mann.

Panzerfaust „Carl Gustav"

Die alte Bazooka wird in der englischen Armee durch die neue schwere Panzerfaust „Carl Gustav" ersetzt. Das Abschußrohr der Waffe hat eine Masse von 15 kg. Die Reichweite übertrifft die der Bazooka. Diese panzerbrechende Waffe

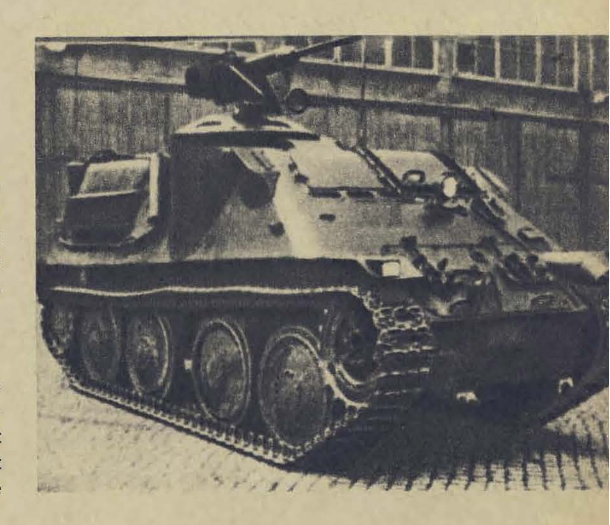


ist eine schwedische Entwicklung. Sie soll auch in der Bonner Armee eingeführt werden. Das Kaliber beträgt 84 mm.

Veteran wurde modernisiert

Aus dem alten tschechoslowakischen Škoda-Panzer 38, der in Schweden die Bezeichnung KPz M/41 erhielt, wurde nun ein Schützenpanzer entwickelt. Die jetzt über 20 Jahre alten Panzer dienten schon im zweiten Weltkrieg der faschistischen Wehrmacht als Basis für den Jagdpanzer „Hetzer". Schweden hatte den Panzer original eingeführt und zum Sturmpanzer mit 105-mm-Haubitze umgebaut.

Der jetzt entwickelte 11-t-Schützenpanzer hat eine außerhalb der Kommandantenkuppel befindliche Bordkanone. Ein Fahrer und ein Bordschütze sind die Besatzung. Acht Mann finden im Innern des Panzers Platz. Der alte Motor wurde durch einen 130-PS-Motor ersetzt und die Gleisketten verbreitert.



Kleiner Klub GANZ GROß

DEUTSCHLANDTREFFEN DER JUGEND · HAUPTSTADT DER DDR BERLIN 1964

Eine Generalprobe für das Deutschlandtreffen besuchten Günter Barkowsky (Bild) und Major Waldemar Seiffert (Text)

■ *Ein Sommertag des Jahres 1963*

Durstige Seelen belagerten den Eisverkäufer am Berliner Marx-Engels-Platz. Im Ausschank an der Ecke genoß der Schauspieler Paul Berndt ein kühles Helles. An Tischen lärmte junges Volk, das Stärke markierte. Die Lagen rannen durch die Kehlen, die Köpfe wurden unklarer, die Reden deutlicher. „Gefällt euch das? Warum geht ihr nicht in euren



▲ Wer den Mackie Messer so singt wie André Nikolajewitsch, der ist Liebling Numero eins und wird auf Händen getragen.

Ein Gläschen in Ehren kann niemand verwehren. Doch wenn nicht alles täuscht, hat Juri Pantelejewitsch sein Glas mit Selters gefüllt. ►



◄ „Greif zum Groschen, Kumpel! Das Treffen der Jugend finanzieren wir selbst.“ Die Film- und Fernsehstars Ingeborg Schuhmacher, Horst Jonischkan und Paul Berndt ziehen fleißig ihre Runde.



Klub?" Das fragte der Schauspieler, und die Jungen brüllten: „Dort ist nichts los, dort ist es langweilig."

Eineinhalb Monate danach

Paul Berndt nennt viele Klubmitglieder längst beim Vornamen, kennt deren Berufe und sonstige Interessen.
Er brachte seine Kollegen Erwin Geschonneck, Hans-Peter Minetti, Christel Bodenstein u. a. zu den Mädels und Jungens, und es ging heiß her.
Längst hat es sich herumgesprochen: Im Jugendklub am Hackeschen Markt ist immer was los! An Sonnabenden wird eine flotte Sohle gedreht, Melodie und Rhythmus – die sind dann Trumpf. Ein Klavier steht in einem der Räume. Man sieht es ihm an: Oft wohl wurde es arg strapaziert. Ein ganz Kluger verbat sich „ausländische" Noten. Da entdeckte jemand sein



Boxlektion an der Theke! „Daß du vom Boxen nichts verstehst, hab' ich im Film gleich gesehen. Bei der Haltung hättest du von mir eine gewischt bekommen, die sich gewaschen hat", belehrt der Wäscher Hartmut Weisel den Schauspieler Horst Jonischkan.

◀ Die Zeit des Hammers ist vorbei. Tschaikowski erklingt, und ein Mädchen träumt.

Kleiner Klub – GANZ GROSS

„Na, mein Kind, was sagste nun?" Quizmeister Feldwebel Horst Palm stellt die Frage scharf. Doch die Schauspielerin Doris Weikow zieht sich aus der Affäre. Telefonischer Kommentar (sinngemäß) von Günther Simon: „Geradeaus oder umsteigen? Da steig ich nicht erst ein. Ich werd' mich doch nicht vor jungen Leuten blamieren." ▶



GANZ GROSS

◀ Im Film sind **S i e** Klasse, doch von der Zauberei verstehe **i c h** mehr, mag der Gefreite Willi Nohr insgeheim wohl denken.

Wer will fleißige Sportsleute seh'n, der muß in den Klub mal geh'n. Mit dem sowjetischen Oberleutnant Anatoli Iwanowitsch erhält diese Runde internationales Gewicht. ▼

Herz für Tschaikowski. Tschaikowski aber ist ein Ausländer, und der ihn spielte, wurde disqualifiziert. Das letzte Argument, das war ein Hammer. Und wo ein Hammer sich findet, ist ein Nagel nicht weit. Das Klavier stöhnte in Moll, doch der Deckel war dicht.

Ein Februartag des Jahres 1964

In der Redaktion des Soldatenmagazins läutet das Telefon. „Hier spricht Paul Berndt, ich brauch' euren Rat. Wir haben einen Jugendklub, doch der ist ohne Namen. Es wäre eine Ehre, ihm den Namen eines ermordeten Grenzsoldaten geben zu dürfen." — „Eine gute Idee. doch so ein Vorsatz verpflichtet. Vielleicht Peter Göring? Die Soldaten der Friedrich-Engels-Kaserne, in der Peter Göring diente. sind eure Nachbarn. Wir bringen euch zusammen, noch in dieser Woche."

Drei Tage danach

Die Bitte des Schauspielers findet offene Ohren, der Kommandeur wird sie weiterleiten, doch ist das genug?

Die Soldaten und Offiziere der Friedrich-Engels-Kaserne rüsten zum Deutschlandtreffen, so, wie das junge Volk im Jugendklub auch. Da kann die Antwort nur sein: Das Treffen der Jugend ist eine gemeinsame Hochzeit. Und das Soldatenmagazin meint:

Der Klub und die Kaserne,
getrennt durch die Spree,
gehören zusammen
laut Kommuniqué.

Aus dem flüchtigen Besuch wird ein Bund für die Zukunft. Die Soldaten werden im Klub ihren „Einstand" geben. Nach Jugend- und Soldatenart, versteht sich. In Maßen feucht, dafür aber fröhlich. „Generalprobe für das Deutschlandtreffen", heißt die Parole.

Im Mai ist was los, ihr guten Leute!
Bereitet euch vor, Grenzer tun das schon heute

22. Februar 1964

Dieser Februarabend war das, was der Fliesenleger Lutz Wegner von der Auguststraße eine Zentralschaffe nennt: Rhythmen. Quiz, Zauberei und Sport von den Grenzsoldaten mit so viel Berliner Herz und Schnauze serviert, daß es einem schier den letzten Fünfziger für das Sonderkonto „Deutschlandtreffen" aus der Tasche zog. Und der „Clou vons Janze": Soldaten-Komsomolzen, die sich mit Musik und Gesang die Herzen erstürmten. Das Treffen im Mai warf seine Lichter voraus.

Das FOTO für Sie

Alle Leser, die „Das Foto für Sie" beziehen möchten, kreuzen auf der Kontrollmarke die Nummer der Bilder an, von denen sie einen Fotoabzug 18 x 24 cm erwerben möchten, schneiden die Kontrollmarke aus und kleben diese auf den Empfängerabschnitt einer Zahlkarte, mit der sie je Fotoabzug 2,– DM an den Deutschen Militärverlag, Berlin-Treptow, Postscheckkonto Berlin 405 55, überweisen. – Bestellung und Bezahlung erfolgen somit gleichzeitig. Die Fotos stellt der Verlag kostenlos zu. – Achtung! Alle Leser, die „Das Foto für Sie" jeden Monat bestellen, erhalten zu Beginn des neuen Jahres gegen Einsendung der 12 Stempelaufdrucke aus den Versandtaschen 3 noch nicht veröffentlichte Fotos kostenlos. Die Versandtaschen deshalb nicht wegwerfen.



1



2

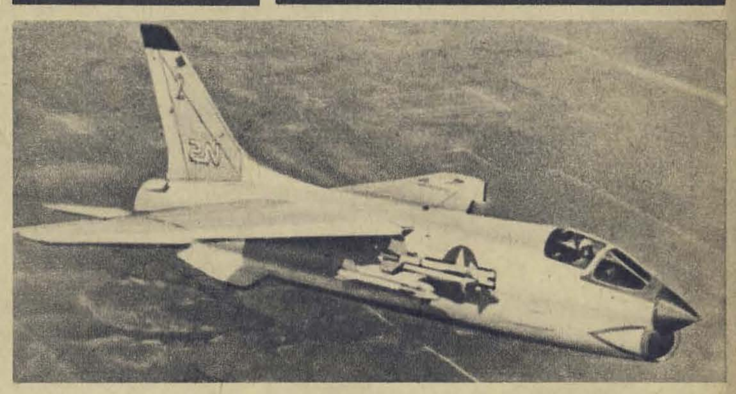


3

Das FOTO für Sie 4/1964	BILD 1	BILD 2	BILD 3

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1964 | TYPENBLATT | NATO-FLUGZEUGE ABFANGJÄGER





Chance Vought F8 U-2N „Crusader" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Abflugmasse	13 140 kg
Länge	16,53 m
Spannweite	10,87 m
Höhe	4,80 m
Höchstgeschwindigkeit	2093 km/h in 11 000 m Höhe
Dienstgipfelhöhe	16 770 ... 18 300 m
Bewaffnung	4 Kanonen 20 mm 2 ... 4 Lenkgeschosse „Sidewinder"

Die F8 U-2N ist ein bordgestütztes Abfangjagdflugzeug der amerikanischen Marine-Luftwaffe. Die Versionen sind: F8 U-1-Serienjäger, F8 U-1P-Fotojäger, F8 U-2-leistungsstärkere Version, F8 U-2N für Allwettereinsatz, F8 U-3-Weiterentwicklung für große Höhen.

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1964 | TYPENBLATT | NATO-WAFFEN SCHÜTZENWAFFEN



Sturmgewehr G 3 CETME (Spanien)

Taktisch-technische Daten:

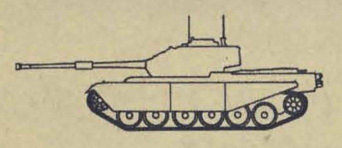
Masse ohne Magazin	3900 g
Magazin (leer)	177 g
Länge	1025 mm
Kaliber	7,62 mm
Magazininhalt	20 Patronen
Munition	NATO-Standardpatrone
max. Schußentfernung	3600 m
günst. Schußentfernung	400 m
Feuergeschwindigkeit	60 Schuß/min
Anfangsgeschwindigkeit	820 m/s

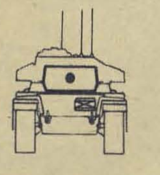
Das Sturmgewehr G 3 (eine spanisch-westdeutsche Entwicklung) ist die persönliche Schützenwaffe der Panzergrenadiere der westdeutschen sowie der Infanteristen der niederländischen und spanischen Armee. Es steht in folgenden Ausführungen im Einsatz: mit Kolben ohne Zweibein, mit Zweibein, mit abklappbarer Schulterstütze, mit Infrarot-Zieleinrichtung, als Scharfschützengewehr, mit Panzerabwehrgranate zur Panzerbekämpfung.

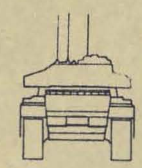
ARMEE-RUNDSCHAU 4/1964

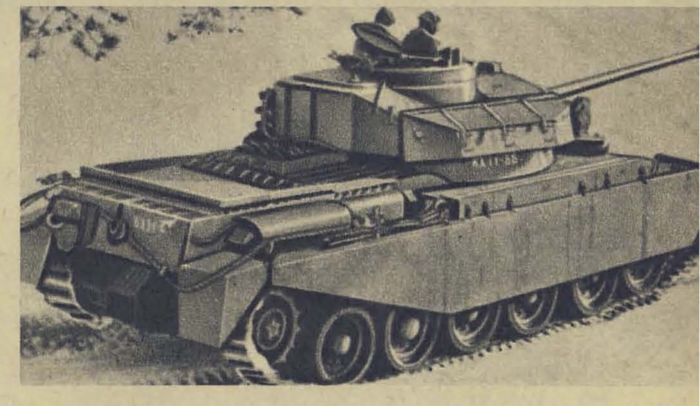
TYPENBLATT

NATO-FAHRZEUGE KAMPFPANZER









„Centurion" MK II-VII (England)

Taktisch-technische Daten:

Masse	50 t
Länge über alles	9870 mm
Breite über alles	3360 mm
Höhe	2930 mm
Kletterfähigkeit	910 mm
Überschreitfähigkeit	3350 mm
Höchstgeschwindigkeit	35 km/h (Straße)
Bewaffnung	83,4 mm-KWK, 1 Turm-MG 7,62, Fla-MG 12,7
Besatzung	4 Mann

Der englische mittlere Panzer „Centurion" ist das letzte Modell der „Kreuzer"-Baureihe, das mehrfachen geringfügigen Veränderungen unterworfen war. Seine Formgebung ist sehr ungünstig. Neben den NATO-Ländern England, Holland, Dänemark und Kanada wird er auch in den Armeen Schwedens, der Schweiz, der Südafrikanischen Union, Australiens, VAR Ägypten und des Irak eingesetzt.

ARMEE-RUNDSCHAU 4/1964

TYPENBLATT

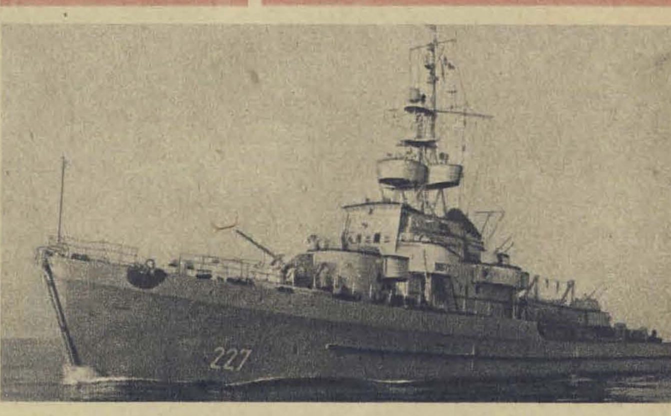
SCHIFFE DES SOZIALISTISCHEN LAGERS

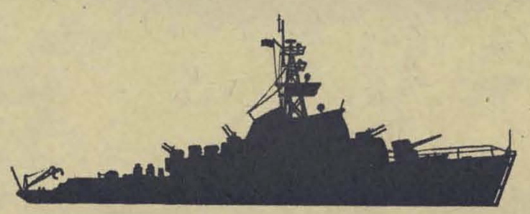
Minenleg- und -räumschiff (MLR) Typ „Krake"

Taktisch-technische Daten:

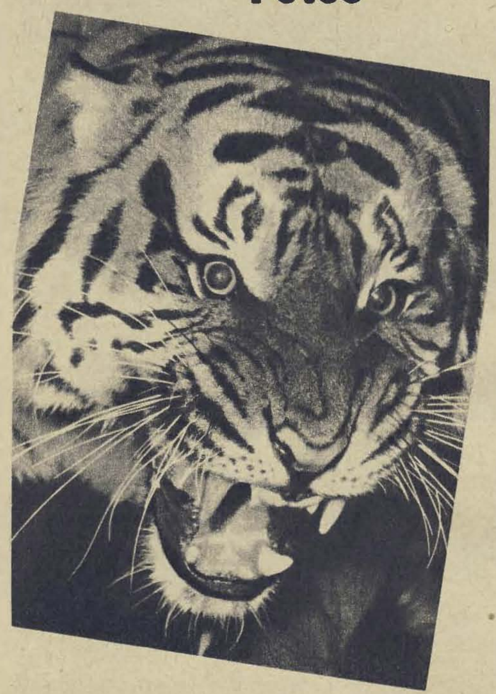
Wasserverdrängung	740 ts
Länge	65 m
Breite	8,5 m
Geschwindigkeit	15 sm/h
Bewaffnung	85 mm Universalgeschütz 4 Doppellafetten 25-mm-Flak, mechanische, elektrische und akustische Minenräumgeräte, Waffen und Geräte zur U-Boot-Bekämpfung.

Das MLR-Schiff Typ „Krake" unserer Volksmarine ist ein äußerst seetüchtiges Schiff für alle Aufgaben des Minenlegens- und -räumens. Neben dieser Hauptaufgabe können MLR-Schiffe auch zur Bekämpfung von U-Booten eingesetzt werden.





Aufsehen-erregende Fotos



sind oft das Ergebnis einer klugen Ausnutzung der vielfältigen Bildgestaltungs-Möglichkeiten von Wechselobjektiven. Die Wahl der jeweils richtigen Brennweite verleiht dem Foto den Reiz des Ungewöhnlichen, des Überdurchschnittlichen und des Gekonnten. Diese Aufnahme entstand z. B. mit dem Meyer-Trioplan N 2,8/100 mm (eine sogenannte mittellange Brennweite). Ein für diese Brennweite ungewöhnlich lichtstarkes Objektiv, das sich durch hohe Brillanz ebenso auszeichnet wie durch farbgetreue Wiedergabe. Denn Meyer-Objektive sind „Deutsche Wertarbeit"!



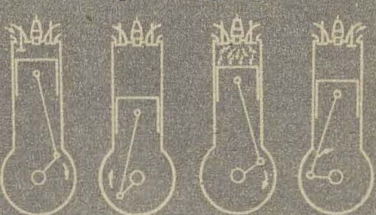
TRIOPLAN N 2,8/100
für EXAKTA Varex, EXA I, EXA II



VEB FEINOPTISCHES WERK GÖRLITZ

Handbuch für Kraftfahrer

751 Seiten, mit Abbildungen, Lederin mit Schutzumschlag, etwa 15,40 DM



Im allgemeinen Teil dieses Handbuches ist die Grundausbildung des Militärkraftfahrers zusammengefaßt. Dazu gehören die Ausführungen über die Bekleidung, Ausrüstung und Verpflegung, die Bewaffnung, die Topographie, die Schutzausbildung und den medizinischen Dienst.

Der Spezialteil enthält folgende Themen:

Die Entwicklung der Kraftfahrzeugtechnik
Die Kraftfahrzeuge der Nationalen Volksarmee
Das Fahrwerk
Die Kraftübertragung
Der Motor
Die elektrische Anlage des Kraftfahrzeuges
Betriebsstoffe
Der Kfz.-Park
Der Einsatz von Kraftfahrzeugen
Die Pflege und die Wartung an Kraftfahrzeugen
Die Instandsetzung der Kraftfahrzeuge
Die Forderungen an ein Kraftfahrzeug nach der Durchführung der Wartungen und Instandsetzungen

Alle Themen sind auf die unmittelbare Praxis bezogen, so daß dieses Handbuch ein Nachschlagewerk für alle Kraftfahrer ist.

Im Anhang:

Wichtige Begriffe im Kraftfahrzeugbau · Taktisch-technische Angaben der Kfz.-Typen · Das Umsetzen der Bereifung · Regulierungs- und Führungszeichen · Verkehrszeichen

Unsere Bücher erhalten Sie in jeder Buchhandlung und über den Buch- und Zeitschriftenvertrieb Berlin, Berlin C 2, Rungestraße 20.



Deutscher Militärverlag

Kriminalerzählung

von

Gerhard Berchert

Eine Uhr blieb stehen

Der Tote liegt auf dem Rücken, gleich neben dem wuchtigen Schreibtisch, in der Mitte des geräumigen Arbeitszimmers. Von seiner linken Schläfe zieht sich eine blutige Spur über das Gesicht, und auch das schlohweiße Haar zeigt jetzt häßliche schwärzlich-braune Flecken.

Nachdenklich blickt Hauptmann Hübner auf die Leiche des alten Medizinalrates. Es sieht aus, als habe der Tod ihn völlig überraschend ereilt, während er gemächlich zum Schreibtisch ging – lesend zum Schreibtisch ging; denn seine erstarrte Hand hält noch immer das aufgeschlagene Buch.

„Fassen wir zusammen, was wir bis jetzt wissen", sagt der Hauptmann zu seinen beiden Mitarbeitern. „Der Schreibtisch wurde von einem Unbekannten durchwühlt. Fingerabdrücke hat er nicht hinterlassen. Auf dem Tisch steht eine leere Geldkassette. Offenbar mit dem dazugehörigen Schlüssel geöffnet. Das Schlüsselbund des Toten lag hier in der Mitte des Raumes. Neben der Leiche fand sich eine goldene Taschenuhr. Sie wurde offensichtlich beim Sturz beschädigt und ist um acht Uhr zweiunddreißig stehengeblieben – oder sagen wir besser zwanzig Uhr zweiunddreißig, dann stimmt das ungefähr mit der Meinung des Gerichtsarztes über den Zeitpunkt des Todes überein. Wenigstens solange wir noch nicht den endgültigen Befund haben. Das dürfte wohl das Wichtigste sein."

„Gestatten Sie, Genosse Hauptmann! Ich möchte noch ergänzen", meldet sich Leutnant Miersdorf, sein engster Mitarbeiter zu Wort. „Ich stellte inzwischen noch fest, daß Haus- und Gartentür verschlossen waren, als Frau Grützmacher, die Nachbarin, heute früh nach dem alten Herrn sehen wollte. Dafür stand dieses Fenster hier offen. Das Zimmer liegt im Erdgeschoß. Der Täter könnte ohne Schwierigkeiten eingestiegen sein, nur – es sind nicht die geringsten Spuren zu finden."

Ein, zwei Minuten hängen die Kriminalisten ihren Gedanken nach. Dann befiehlt Hübner: „Genosse Miersdorf, lassen Sie den Toten abholen; dann sehen Sie sich mit Meister Behrend im Garten um. Ich werde mich inzwischen mit Frau Grützmacher unterhalten."



Illustrationen: Bernhard Kluge

Im Nebenzimmer findet er eine Frau von etwa fünfundvierzig Jahren, die leise in ihr Taschentuch schluchzt.
„Ich verstehe, daß Ihnen der Tod des Medizinalrates sehr nahe geht", sagt er behutsam. „Sie führten ihm den Haushalt, nicht wahr?"
Kaum wahrnehmbar schüttelt Frau Grützmacher der Kopf.
„Nein", antwortet sie. „Das wäre zuviel gesagt. Ich war mit Frau Fielitz, seiner Schwester befreundet, und seit die vor einem halben Jahr starb, habe ich hin und wieder nach dem Rechten gesehen."
„Doktor Sturm lebte also seit dieser Zeit allein im Hause?"
„Ja. Einmal in der Woche kommt immer eine Frau zum Reinemachen."
In Gedanken versunken geht Hübner zum Fenster.
„Der Doktor war wohl ziemlich vermögend?"
„Ich weiß nicht genau", sagt die Frau, „aber ich denke schon. Das Häuschen, der Garten, sicher einiges auf dem Konto. Und dann hatte er immer ein paar hundert Mark in der Kassette."
„Praktizierte er noch?"
„Nein. Er war alt und selbst herzkrank. Ab und zu schrieb er für eine Fachzeitschrift."
Durch das Fenster sieht der Hauptmann, wie Miersdorf und Behrend im Garten herumstöbern.
Sagen Sie bitte, Frau Grützmacher", fragt er, einer sich ihm plötzlich aufdrängenden Überlegung folgend, „Doktor Sturm hat doch Haus und Garten sicher immer schön verschlossen gehalten?" Die Frau sieht ihn erstaunt an.
„Nein. Im Gegenteil", erwidert sie. „Er hielt sein Haus tagsüber immer offen. ‚Falls mich doch noch jemand schnell braucht', wie er immer sagte. Außer wenn er sich selbst nicht wohl fühlte. Das habe ich ja heute früh auch gedacht, weil alles verschlossen war..." Wieder bricht sie in Tränen aus.
„Entschuldigen Sie, Frau Grützmacher", sagt Hübner, nachdem eine Zeitlang nur das Schluchzen der Frau zu vernehmen war, „aber ich muß Ihnen noch einige Fragen stellen. Brannte im Arbeitszimmer Licht, als Sie kamen?"
„Nein", erklärt die Frau, sich mit Gewalt zusammennehmend. „Licht brannte nicht."
„Es könnte sein, daß Sie es in der Aufregung ausgeknipst haben."
„Nein, nein! Wenn der Doktor arbeitete, hatte er immer die Stehlampe an. So weit bin ich gar nicht ins Zimmer gekommen. Ich sah ihn liegen und lief gleich zur Polizei!"
Langsam setzt sich der Hauptmann ihr gegenüber an den Tisch und sieht ihr aufmerksam ins Gesicht.
„Hat außer Ihnen noch jemand einen Schlüssel zum Haus?"
„Nein", sagt sie unbefangen. „Das weiß ich ganz genau."
„Und Sie gaben den Schlüssel nie aus der Hand?"
„Bestimmt nicht."
„Waren Sie gestern hier?"
„Nein, nur meine Tochter. Sie brachte ein paar Oberhemden rüber."
„Könnte ich mit Ihrer Tochter einmal sprechen?"
Unruhig blickte die Frau auf.
„Weshalb?" fragt sie aufgeregt. „Sie hat doch damit nichts zu tun! Außerdem ist das Mädel gestern abend verreist!"
„Verreist?" Hübner bemüht sich, sein Erstaunen zu verbergen. „Wohin ist Ihre Tochter denn so plötzlich verreist?"
„Zu einer Schulfreundin nach Berlin, die ist dort verheiratet. Aber Sie glauben doch nicht etwa...?"
Es ist gar nicht einfach, eine erschreckte Mutter zu besänftigen.
„Ruhen Sie sich jetzt erst einmal von der Aufregung aus", sagt der Hauptmann schließlich, „wir können uns ja später noch ein wenig unterhalten." An der Tür dreht er sich jedoch noch einmal um.
„Die letzte Frage, Frau Grützmacher: Hatte Doktor Sturm noch Verwandte, die verständigt werden müßten?"
„Nur seinen Neffen, den Sohn meiner verstorbenen Freundin – er arbeitet in Leuna und hat dort auch ein Zimmer. Allzuoft läßt der sich hier nicht sehen."
Draußen knattert ein Motorrad heran, hält. Ein junger Mann öffnet die Gartenpforte, geht auf das Haus zu.
„Da ist er ja!" ruft die Frau erstaunt aus.
„Na so was, eben haben wir noch von ihm gesprochen."
„Gut, gehen Sie jetzt nach Hause!" sagt Hübner freundlich. „Ich komme nachher einmal auf einen Sprung zu ihnen rüber."
Gleich darauf führt VP-Meister Behrend den unerwarteten Besucher herein; er mag gerade zwanzig Jahre alt geworden sein, ist in eine Lederkombination gekleidet; in der behandschuhten Rechten trägt er seinen Sturzhelm.
„Was ist denn hier los?" fragt er mit verblüffter Miene. „Polizei beim Onkel? Weshalb denn?"
„Nehmen Sie Platz, Herr Fielitz", sagt der Hauptmann und fügt leise hinzu: „Doktor Sturm ist tot. Und er wurde beraubt."
Fassungslos blickt Herbert Fielitz von einem zum anderen.
„Wann denn?" würgt er nach einer Weile heraus. „Haben Sie den Verbrecher erwischt?" Hübner macht eine unbestimmbare Handbewegung.
„Kommen Sie von Leuna?" fragt er dann.
„Ja. Das heißt, nicht direkt. Ich habe bei einem Bekannten in Leipzig Station gemacht."
„Heute früh?"
„Nein, gestern abend schon. Ich blieb dort über Nacht."
„Wann trafen Sie bei Ihrem Bekannten ein?"
„Gegen zwanzig Uhr." Bereitwillig gibt Fielitz auch die Adresse an. Und als Hauptmann Hübner schließlich sein Notizbuch zuklappt, fragt er: „Kann ich Ihnen vielleicht sonst noch helfen?"
„Nein, danke", entgegnet der. „Das heißt, vielleicht doch – wenn Sie sich freundlicherweise noch zu meiner Verfügung halten wollten? Ich muß jetzt weg. VP-Meister Behrend bleibt solange im Hause. Wenn Sie Lust haben, können Sie ihm Gesellschaft leisten – wenn nicht, sagen Sie ihm bitte, wo Sie zu erreichen sind."
Im Hausflur wartet schon Leutnant Miersdorf auf seinen Chef. *(Fortsetzung auf Seite 72)*



„Kommen Sie", sagt der, „wir machen einen kleinen Spaziergang, da können Sie mir gleich berichten."
„Wohin gehen wir?" fragt Miersdorf.
„Na, zunächst einmal zur Frau Grützmacher. Mal sehen, wo sie immer den Schlüssel aufbewahrt hat und wer noch von dem Schlüssel wußte. Dann werden wir vom VPKA aus mal in Berlin nach der Tochter fragen lassen und danach – na, wir werden ja sehen."
Als sie eine halbe Stunde später im Wagen auf der Chaussee dahinrollen, meint Miersdorf plötzlich: „Seltsam, daß niemand Licht im Hause gesehen hat. Im Dunkeln kann man doch nicht lesen. Aber um zwanzig Uhr zweiunddreißig war es gestern doch schon stockfinster." Hübner nickt zustimmend. Dann fragt er: „Weshalb hat wohl der Einbrecher nur das Geld genommen und die wertvolle goldene Uhr liegen gelassen?"
„Er wird gemerkt haben, daß sie kaputt ist."
„Na ja", meint der Hauptmann nachdenklich, „immerhin, sie ist aus Gold."
Als die beiden Kriminalisten das Haus des Doktors wieder betreten, leuchten draußen schon die Straßenlaternen. Erwartungsvoll gehen ihnen Fielitz und Behrend entgegen.
„Uff!" stöhnt Hübner in komischer Verzweiflung und steuert auf das Arbeitszimmer zu. „Erst mal einen Augenblick verschnaufen. Falls Sie nichts dagegen haben, Herr Fielitz. Sie sind ja jetzt Hausherr." Dessen eilige Zustimmung nimmt er mit einem dankenden Kopfnicken zur Kenntnis. Dann geht er um den Schreibtisch herum, knipst die Stehlampe an, schaltet die Deckenbeleuchtung aus und läßt sich in einen der schweren Polstersessel fallen.

„Ich finde es so behaglicher", kommentiert er sein Tun mit um Nachsicht bittender Miene. „Aber kommen Sie doch, Herr Fielitz und Sie, Genosse Miersdorf, nehmen Sie doch auch Platz. Wir haben uns alle eine kleine Ruhepause verdient, war ein aufregender Tag heute."

„Hoffentlich sind Sie nun auch etwas weitergekommen mit Ihren Ermittlungen", wirft Herbert Fielitz ein.

„Ach ja", sagt Hübner mit zufriedenem Gesicht. „Einiges wissen wir jetzt schon. Zum Beispiel, daß der Täter uns weismachen wollte, er sei zum Fenster eingestiegen. In Wirklichkeit ist er durch die Tür gekommen und auch wieder gegangen. Wie finden Sie das?"

Doch ehe Fielitz Zeit findet, den Mund aufzutun, spricht der Hauptmann schon weiter: „Ja, und dann hat er seltsamerweise die Gartenpforte von innen verschlossen, um – über den Zaun zu klettern. Komisch, nicht? Zu seinem Pech geriet er dabei zwischen die Stiefmütterchen."
Unvermittelt beugt sich Hübner zu Fielitzens Füßen hinab und sagt kopfschüttelnd: „Der hat tatsächlich Ihre Schuhgröße gehabt und anscheinend auch das gleiche Modell. Was sagen Sie dazu?"
Der junge Mann starrt mit weit aufgerissenen Augen auf seine Füße.

„Bloß gut, daß ich gestern zwanzig Uhr dreißig in Leipzig war", bringt er schließlich mit erzwungenem Lächeln heraus.

„Wie kommen Sie ausgerechnet auf zwanzig Uhr dreißig, davon wußte doch niemand?" fragt Hübner mit gespielter Überraschung, um gleich darauf beinahe gemütlich fortzufahren: „Übrigens war Doktor Sturm schon gut anderthalb Stunden vorher tot – und in der Zwischenzeit kommt man mit dem Wagen oder Motorrad bequem nach Leipzig. Wir haben es ausprobiert.

Erregt springt Fielitz auf. „Ich habe den Onkel nicht erschlagen!"

„Nein", sagt Hübner, „aber die Kassette geplündert, nicht wahr? – Setzen Sie sich!"

Der andere gehorcht.

„Weshalb sollte ich das Geld nehmen, wo ich doch sowieso alles geerbt habe?" fragt er, sich zur Ruhe zwingend.

„Um uns auf eine falsche Fährte zu hetzen und – weil Sie eben nicht der rechtliche Erbe sind. Weil Doktor Sturm sein Vermögen den Grützmachers hinterlassen hat, die sich um ihn kümmerten. Geben Sie das zu?" Herbert Fielitz schweigt.

„Na schön, dann will ich Ihrem Gedächtnis ein wenig nachhelfen. Ihr Onkel enterbte Sie, nachdem Sie wegen einiger krummer Sachen vom Medizinstudium weg in die Produktion gehen mußten. Gestern fuhren Sie zu ihm, um die Sache wieder ins Lot zu bringen. Gegen neunzehn Uhr kamen Sie hier an, betraten das Haus, das noch nicht verschlossen war, und fanden den Toten, aus frischer Wunde blutend. Sofort wollten Sie fliehen, um nicht des Mordes verdächtigt zu werden. Dann dachten Sie an das Testament, nahmen es aus der Kassette und – entdeckten die Uhr. Es kam Ihnen der Gedanke, sich ein Alibi zu verschaffen. Sie stellten die Uhr auf zwanzig Uhr zweiunddreißig, warfen sie zu Boden und ließen sie neben der Leiche liegen."

Wachsbleich im Gesicht macht Fielitz eine Bewegung zur Tür hin.

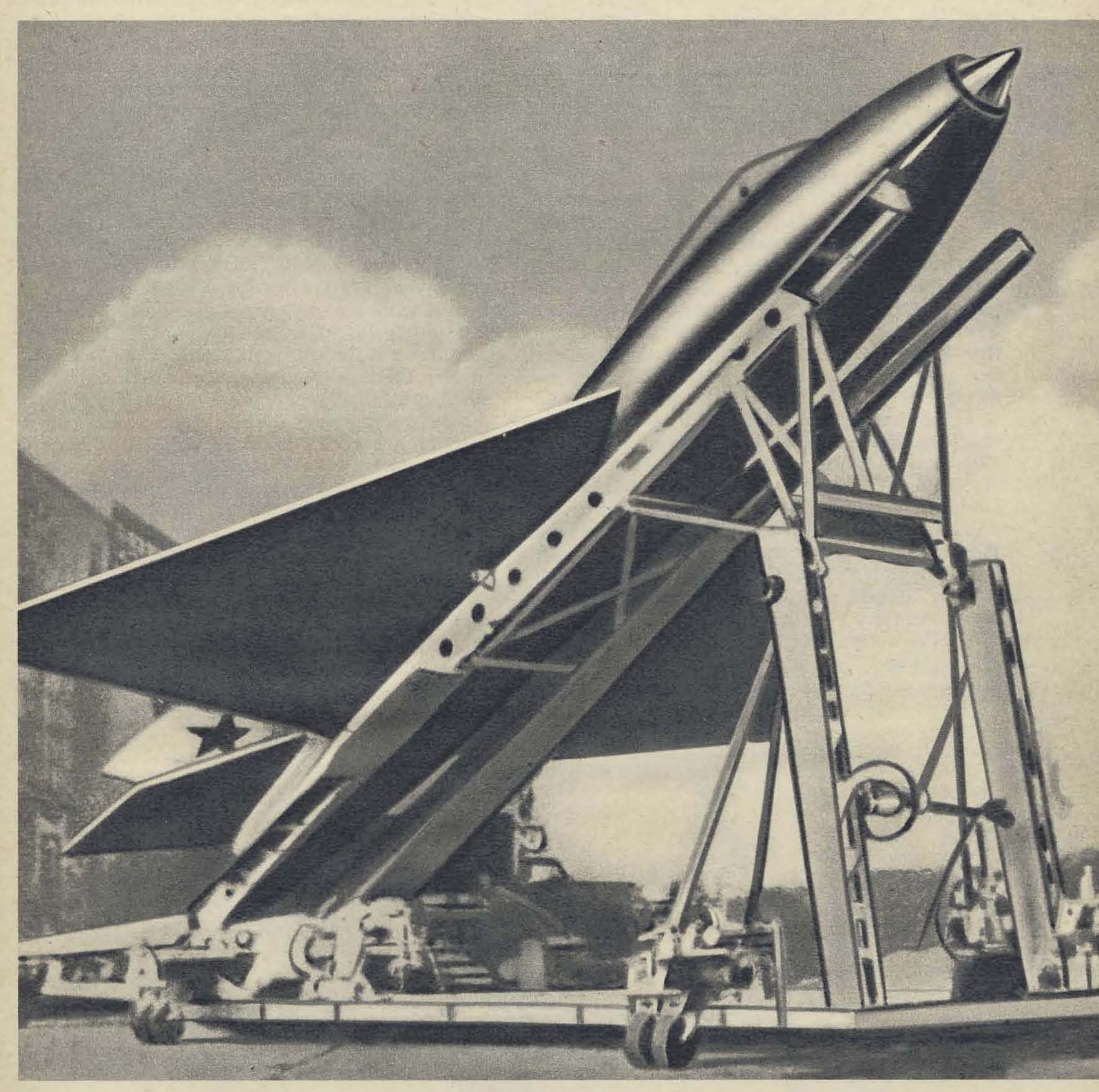
„Bleiben Sie noch", sagt Hübner ruhig, „wir gehen nachher zusammen. Als Sie das Haus verlassen wollten, fiel Ihnen ein, daß der Tote nicht gefunden werden durfte, ehe Sie in Leipzig waren. Sie schlossen Haus und Garten ab, warfen den Schlüssel durch das vorsorglich geöffnete Fenster ins Arbeitszimmer und verschwanden über den Zaun – nicht, ohne vorher noch das Geld aus der Kassette genommen zu haben. Bei Ihrem Bekannten in Leipzig verbrannten Sie dann das Testament im Küchenherd. Seine Frau überraschte Sie dabei, und Sie stotterten etwas von einem Liebesbrief zusammen. Die Frau wunderte sich noch über das altmodische Siegel. Es war doch das Testament?"
Stumm nickt Herbert Fielitz.

„Na also, dann können wir jetzt aufbrechen."

„Ja aber – wer ist denn nun der Mörder? Haben Sie den auch schon?" Hastig werden diese Worte hervorgestoßen.

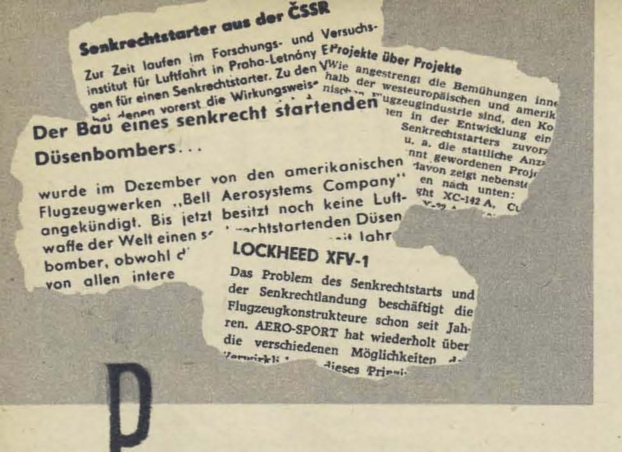
„Nein", sagt Hauptmann Hübner, „denn es gibt gar keinen Mörder. Ihr Onkel starb eines natürlichen Todes. Herzschlag. Die Schläfe schlug er sich im Fallen an der Schreibtischkante auf. Sie haben sich selbst zum Narren gehalten!"

Senkrechtstarter –



Eine Möglichkeit des schnellen Starts ist der Katapultstart. Unser Foto zeigt einen Versuch mit einem sowjetischen Überschalljagdflugzeug normaler Konstruktion.

der letzte Schrei?



Senkrechtstarter aus der ČSSR

Zur Zeit laufen im Forschungs- und Versuchsinstitut für Luftfahrt in Praha-Letňany E... gen für einen Senkrechtstarter. Zu den V... bei denen vorerst die Wirkungsweis...

Projekte über Projekte

Wie angestrengt die Bemühungen innerhalb der westeuropäischen und amerikanischen Flugzeugindustrie sind, den Ko... in der Entwicklung eines Senkrechtstarters zuvor... u. a. die stattliche Anz... nnt gewordenen Proj... davon zeigt nebenst... en nach unten: ... XC-142 A, C...

Der Bau eines senkrecht startenden Düsenbombers...

wurde im Dezember von den amerikanischen Flugzeugwerken „Bell Aerosystems Company" angekündigt. Bis jetzt besitzt noch keine Luftwaffe der Welt einen s... ...chtstartenden Düsenbomber, obwohl d... ...it Jahr... von allen intere...

LOCKHEED XFV-1

Das Problem des Senkrechtstarts und der Senkrechtlandung beschäftigt die Flugzeugkonstrukteure schon seit Jahren. AERO-SPORT hat wiederholt über die verschiedenen Möglichkeiten ... dieses Prinzi...

Projekte, Entwürfe, Prototypen: Kippflügler, Hubstrahler, Heckstarter, Wandelflugzeuge, Flugschrauber. Es scheint, als sei gegenwärtig der Senkrechtstarter der „dernier crie", der „letzte Schrei", die große Mode. In der Tat beschäftigte dieses Problem die Flugzeugkonstrukteure schon seit Jahren. Die Flugzeuge werden von Jahr zu Jahr schneller und schwerer. Schon erreichen moderne Strahljäger Geschwindigkeiten um Mach 3, schon gibt es Transportflugzeuge mit mehr als 200 Tonnen Flugmasse. Aber man sehe sich nur ihre Start- und Landestrecken an. Drei Kilometer lange Beton-Rollbahnen gehören bereits zum guten Durchschnitt. Was nützen jedoch unter den Bedingungen eines thermonuklearen Krieges die schönsten, besten und schnellsten Kampfflugzeuge, wenn sie nicht starten können, weil der Gegner die Start- und Landebahnen vernichtet hat? Schließlich bilden drei Kilometer Betonpiste ein nicht zu übersehendes und nicht zu verfehlendes Ziel ...

Darum also der Ruf nach dem Senkrechtstarter, nach dem Fluggerät, das nicht an kilometerlange, leicht verwundbare Pisten gebunden ist, das praktisch „vom Fleck weg" starten und auf jeder halbwegs ebenen, nur ein paar Quadratmeter großen Fläche landen kann.

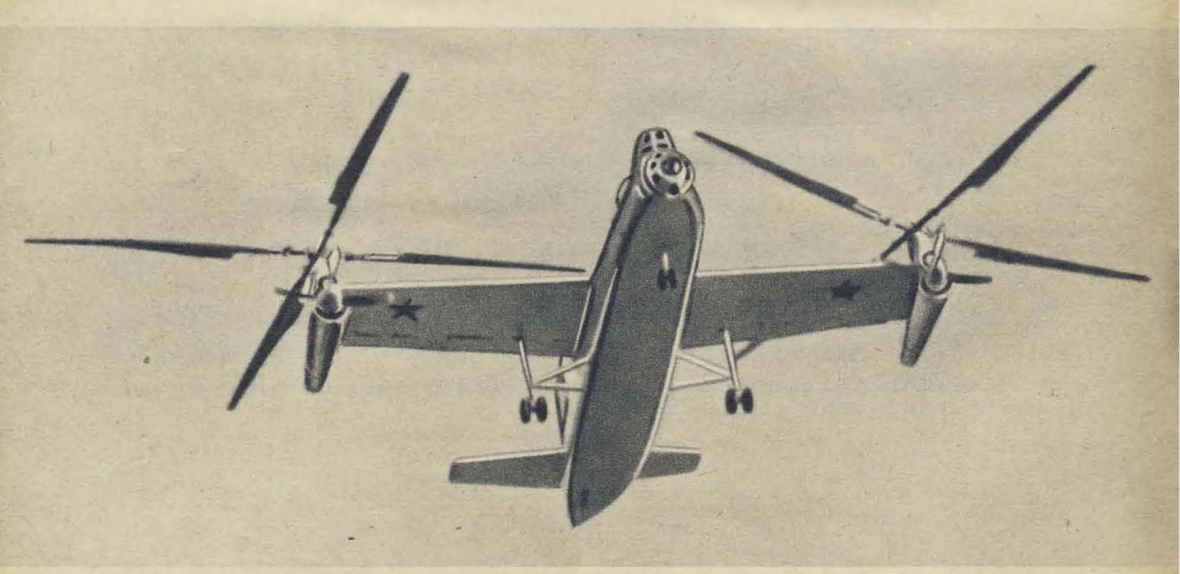
Diesen Forderungen scheint zunächst am besten der Flugschrauber zu entsprechen. Ähnlich wie beim Hubschrauber dienen ihm für Start und Landung große Rotoren, die während des Horizontalfluges leer laufen. Den Vortrieb übernehmen herkömmliche Luftschrauben.

Einen Senkrechtstarter aber so auszulegen, daß er jedoch mit Überschallgeschwindigkeit fliegen kann, bringt große Schwierigkeiten mit sich, weil die aerodynamischen und flugmechanischen Gesetzmäßigkeiten bei Start und Landung einerseits und beim Horizontalflug andererseits einander widersprechen. Die Konstrukteure ließen sich jedoch nicht entmutigen. Sie nahmen den Kampf auf, und das Ergebnis ihrer Bemühungen ist eine Vielzahl mehr oder weniger Erfolg versprechender Projekte.

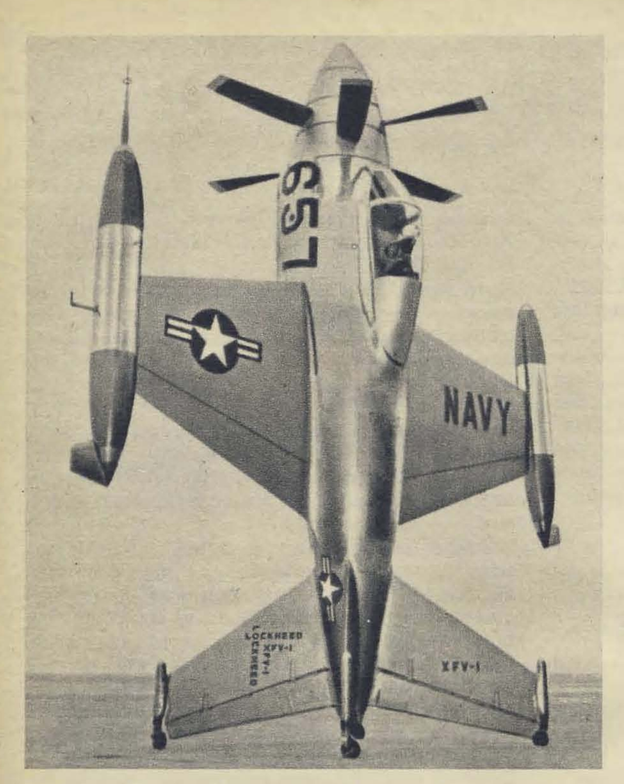
Da ist zunächst der sogenannte „Heckstarter": Das Fluggerät steht auf seinem Heck, startet aus dieser Lage und geht dann in einer Kurve in den Horizontalflug über. Die Landung erfolgt sinngemäß in gleicher Weise. Darin liegen aber die Schwierigkeiten, die die praktische Verwirklichung bis jetzt verhinderten. Der Übergang vom senkrechten Steigflug in den Horizontalflug birgt ebenso viele Probleme wie die Landung, weil der Heckstarter in diesen entscheidenden Flugphasen äußerst instabil ist.

Das gleiche trifft auf den nach dem selben Prinzip startenden und landenden Ringflügler (Coleopter) zu. Er ist im wesentlichen nichts anderes als ein Heckstarter.

Mehr Aussichten auf die praktische Verwirklichung hat der oft geschmähte und ebenso oft gelobte Kippflügler. Bei diesem Prinzip können



Der „Wintokryl", die Sensation von Tuschino 1961. Dieser Schraubflügler vereinigt in sich die qualitativen Eigenschaften des Hubschraubers und Normalflugzeuges.

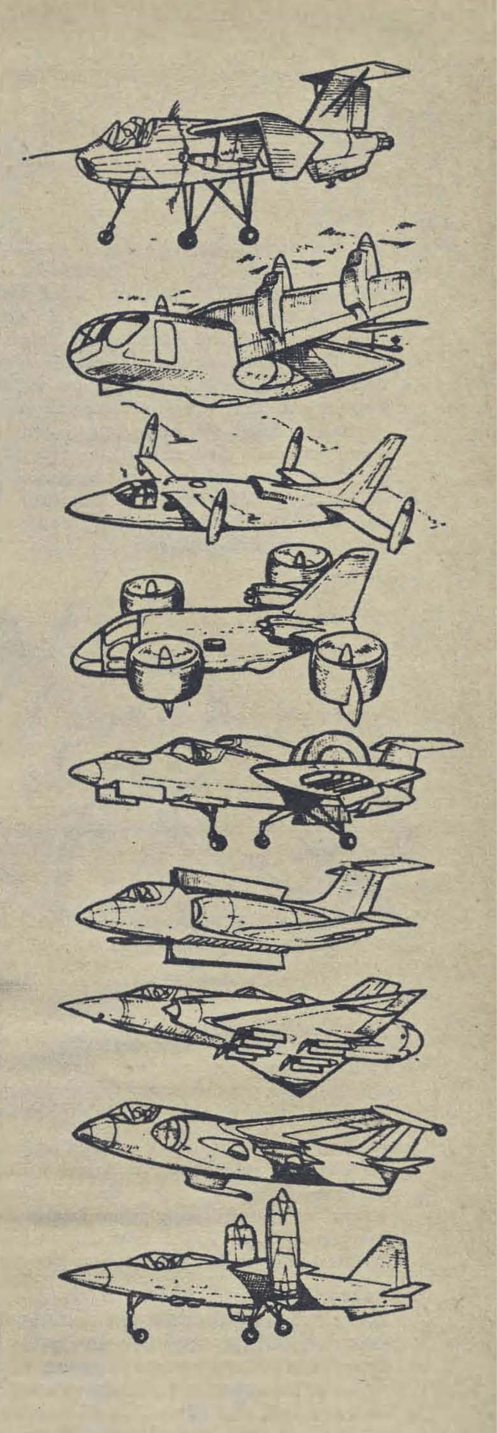


Prototyp des amerikanischen Versuchsflugzeuges Lockheed XFV-1, eines sogenannten Heckstarters.

entweder die gesamte Tragfläche mit den Triebwerken oder aber nur die an den Tragflügelenden angebrachten Triebwerke geschwenkt werden. Beim Start wird der Flügel bzw. werden die Triebwerke so gekippt, daß der Luftschrauben- oder Strahlschub senkrecht nach unten wirkt und so dem Flugzeug genügend Auftrieb erteilt. Beim Übergang in den Horizontalflug werden nun die Triebwerke langsam zurückgeschwenkt, bis sie wieder parallel zur Flugzeug-Längsachse stehen und so den Vortrieb ermöglichen. Bei der Landung wiederholt sich der ganze Vorgang. Der Nachteil dieser zunächst recht einfach anmutenden Konzeption liegt darin, daß der Übergang von einem Flugregime zum anderen äußerst schwer zu beherrschen ist. Die Strömung am Flügel kann schon beim geringsten Überziehen abreißen, und das würde das Ende des Fluges (wie auch des Flugzeuges) bedeuten.

Günstiger erscheint jene Konzeption, bei der ein oder mehrere Strahltriebwerke den Schub für den Horizontalflug liefern, während Start und Landung mit Hilfe mehrerer nach unten gerichteter Hubtriebwerke erfolgen. Durch stufenlose Ablenkung des Gasstrahles könnte hier ein relativ sicherer Übergang vom Vertikal- zum Horizontalflug und umgekehrt ermöglicht werden.

Es gibt noch eine große Zahl weiterer Projekte für senkrecht startende und landende Flugzeuge, die jedoch meist Kombinationen der hier angedeuteten Möglichkeiten darstellen. Das Gebiet des Senkrechtstarts und der Senkrechtlandung ist gegenwärtig jedoch noch nicht soweit praktisch erforscht, daß man von *der* Lösung sprechen kann. *Peter Stache*



Projekte, Projekte ... Die Skizzen zeigen von oben nach unten: Ryan „Vertiplane", Vought XC-142 A, Curtics-Wright X-19, Bell X 22 A, Ryan XV-5 A, Lockheed „Hummanigbird", GAMD „Balzac", Hawker P. 1127, VJ 101.

LEITUNGSPROBE

Die Leitungsprobe, von der hier die Rede sein soll, hat nichts mit jenem Scherz zu tun, an den Sie jetzt vielleicht denken. Oder ist es Ihnen wirklich noch nicht passiert, daß sich plötzlich eine ganz amtliche Stimme im Telefon meldete und Sie – eben zwecks Leitungsprobe – bat, doch schnell einmal die Länge Ihres Telefonkabels von der Verteilerdose bis zum Apparat nachzumessen? Ich habe mir sagen lassen, daß sogar würdige Generalsadjutanten darauf 'reingefallen sind und im Ernst geglaubt haben, die rauschende Untermalung mancher Gespräche sei auf ihre zwanzig Zentimeter „zu lange" Leitung zurückzuführen...



Doch wie gesagt, nicht darum geht es – wenngleich mein Besuch der Armeesportgemeinschaft eines Nachrichten-Truppenteils galt und ebenfalls eine Leitungsprobe bezweckte.

Ich bin polytechnisch zu ungebildet, um sagen zu können, wie man in solchen Fällen fachgerecht vorgeht. Für meine Untersuchung schien es mir günstig, den Draht dort aufzunehmen, wo er endet und die wichtigsten Gegenstellen hat: Im Sportleben der Soldaten.

Reges Interesse, Sport zu treiben, fand ich überall. Desgleichen ist der Aufschwung unverkennbar, den das sportlich-kulturelle Leben seit dem Jugendkommuniqué genommen hat. In drei Punktrunden wird Hand-, Fuß- und Volleyball gespielt, mit Hingabe und Begeisterung und ohne Rücksicht auf manche Widrigkeiten des Wetters. Vor kurzem entstanden Sektionen für sieben Sportarten, darunter Fechten, Judo, Schießen und Leichtathletik. Zur Delegiertenkonferenz der FDJ gab es ein großes Sportfest mit Blickrichtung Deutschlandtreffen, und im Winter dominierten Schach sowie Tischtennis. Vieles davon war neu für den Truppenteil Mühlberg, dessen ASG noch Ende 1962 das Schlußlicht im Sportwettbewerb der Zentralen Armeesportgemeinschaften gebildet hatte.
Ist demnach alles in Ordnung?
Nicht ganz. Denn noch immer klafft eine Lücke zwischen den sportlichen Interessen vieler Genossen und den Möglichkeiten, die sie haben, um ihnen nachzugehen. Irgendwo ist also die Leitung gestört.
Fragt sich nur: Wo genau?
Es sind mehrere Stellen, an denen die Kontakte nicht schließen; wobei die Fehlerquellen letztlich stets bei der vierzehnköpfigen ASG-Leitung unter dem Vorsitz von Major Rother zu suchen sind.
Zunächst einmal kann man bei einer durchschnittlichen Teilnahme von nur sechs Genossen an den letzten drei Sitzungen wohl kaum von einem arbeitsfähigen Kollektiv sprechen. Ich bin wahrlich nicht auf Sitzungen versessen, und mich ließe diese Tatsache genauso kalt wie die Soldaten, wenn die tägliche Praxis anders aussähe. Doch leider tut sie es ganz und gar nicht. Den ASG-Vorsitzenden kennt man in der 7. Sportgruppe beispielsweise nur so, daß er zwar zu einer Versammlung mahnt, aber dafür weder Hilfe noch konkrete Hinweise gibt. Ähnlich ist es in der 6. Sportgruppe, für deren „Anleitung" Hauptmann Franke verantwortlich ist. Allerdings beschränkt sie sich nur darauf, den Kompaniechef (!) zu rügen, wenn die Kassierung nicht klappt. Kommentar von Oberleutnant Kempe: „Ich muß also in ASG-Angelegenheiten strammstehen!"
So geht's nicht, Sportfreunde, und selbstver-



ständlich auch nicht so, daß – wie Feldwebel Dutzik erklärt – „die Teilnahme an etlichen Sportfesten befohlen" oder – wie Hauptfeldwebel Vaskovits gesteht – „zum Erwerb des Sportabzeichens ‚Raustreten' gepfiffen" wird. Gewiß sind wir alle verpflichtet, den jungen

Soldaten zu helfen, ihre Freizeit interessant und vor allem sinnvoll zu verbringen. „Diese Hilfe kann jedoch nicht in Gängelei, Zeigefingerheben und Administrieren bestehen", warnt das Jugendkommuniqué. Und mit Recht wird darauf verwiesen: „Man kann keinen jungen Menschen zu kulturellen oder sportlichen Veranstaltungen zwingen, zu denen er keine Lust hat. Es kommt vielmehr darauf an, diese Lust und Liebe zu wecken und anzuregen, damit die Jungen und Mädchen ihre Freizeit weitgehend selbst organisieren und verleben."



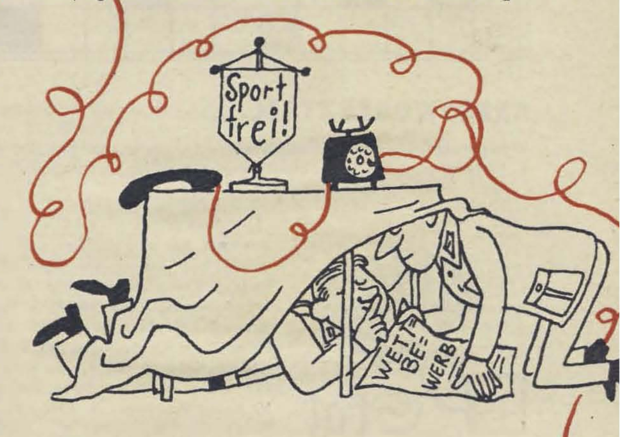
Ohne Frage ist es leichter (wenn auch nicht gestattet), den Freizeitsport zu befehlen. Das geht, zumindest nach außen hin, sehr reibungslos – nach dem Motto: Ein Telefonanruf genügt. Wobei sich das Paradoxon ergibt, daß die Leitung (technisch gesehen) zwar funktioniert, (erzieherisch gesehen) aber wiederum nicht funktioniert.

Eben da blockiert das Relais – an drei Stellen zugleich.

An erster Stelle, weil die ASG-Leitung keine ernsthaften Anstrengungen macht, den Sportgruppen mit Rat und Tat und an Ort und Stelle zu helfen, ein interessantes und abwechslungsreiches sportliches Leben zu entwickeln. Nur wenige Genossen bilden eine rühmliche Ausnahme; so etwa Major Schedler, der sich besonders der 1. und 2. Sportgruppe angenommen und durch seinen Einsatz schon viel erreicht hat. Immerhin beteiligen sich hier etwa 80 Prozent aller Genossen an den vielseitigen Sportwettkämpfen, die Major Schedler – speziell, wenn Handballspiele auf dem Programm stehen – als Schiedsrichter selbst leitet. Die Sportorganisatoren sprechen sich lobend darüber aus, daß sie jederzeit zu ihm kommen können und stets ein offenes Ohr für ihre Probleme finden. „Er hat wirklich ein Herz für den Sport", sagt Unteroffizier Hahn. Ein beträchtlicher Teil der ASG-Leitung scheint sein Herz dagegen in erster Linie an Mitglieder- und Kassierungszahlen zu hängen. Neben vielen anderen Genossen bestätigte mir auch die zentrale FDJ-Leitung, daß es den Sportorganen oft weitaus mehr auf besagte Zahlen denn auf die Organisierung eines regelmäßigen Sportbetriebes für alle Soldaten ankomme. Nichts gegen Mitgliederwerbung. Muß es aber, um noch einmal mit dem Jugendkommuniqué zu fragen, so sein, daß „zuerst Fragebogen ausgefüllt und Mitgliedsbeiträge entrichtet werden, bevor man zur Sache selbst kommt?"

An zweiter Stelle blockiert das Relais, weil es dem Sportoffizier Oberleutnant Müller in seinem stillen Kämmerlein anscheinend besser gefällt als im pulsierenden Leben der Sportgruppen. Hat er Angst vor unbequemen Fragen, die ihm gestellt werden könnten? Einige kämen sicherlich, zum Beispiel aus der neu entstandenen 7. Sportgruppe, die außer einer lädierten Tischtennisplatte keine (!) weiteren Sportgeräte besitzt. Verständlich, daß sich die Unterfeldwebel Hentschke und Engelmann aus der Sportgruppenleitung fragen, wie sie mit diesem Nichts ein originelles Sportleben entwickeln sollen. Den guten Willen dazu haben sie, ebenso wie die Genossen in den anderen Sportgruppen. Woran es ihnen noch fehlt, sind praktische Erfahrungen – gerade das also, worüber Oberleutnant Müller nach siebenjähriger Praxis in reichem Maße verfügt. Warum behält er sie da für sich und geht lediglich zu kurzen Stippvisiten in die Sportgruppen?

Die letzte Stelle schließlich, an der das Relais versagt, ist der Wettbewerb. So kennen die Genossen der 6. Sportgruppe beispielsweise weder die Ergebnisse des 1963er noch die Zielstellungen des 1964er Wettbewerbs. Woanders ist es nicht anders. Doch selbst dort, wo sie bekannt sind, spielt der Wettbewerb keine Rolle im täglichen Leben; mehr oder weniger ist und bleibt er eine Angelegenheit der Funktionäre. Wie aber will man vorwärtskommen, wenn Wettbewerbsziele und Wettbewerbsprogramm „Geheimnis" eines kleinen Kreises bleiben? Hier – in der schwungvollen Organisierung des Wettbewerbs nämlich – hat die ASG-Leitung das beste Mittel in der Hand, den Befehlston aus dem Sport zu verdrängen und Sport und Spiel zu einem freudigen Erlebnis für jeden Soldaten zu machen.



Erst wenn das in aller Konsequenz geschehen ist, wird die (ASG-)Leitung völlig entstört und in Ordnung sein. Bei dieser Leitungsprobe war sie es noch nicht. *FREG*

Illustrationen: Harri Parschau

KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. asiat. Hauptstadt, 4. Lacherregendes, 8. Stadt der Olympischen Spiele 1900, 12. wichtiger Rohstoff, 15. militär. Führungsstelle, 16. die anorgan. und organ. Welt im Unterschied zur Kultur, 17. Vogel, 18. Hauptstadt von Marokko, 19. Inneres Organ, 20. Nebenfluß der Mosel, 21. alger. Journalist („Die Folter"), 22. arab. Titel, 24. Kaltgericht, 26. bis 1800 Bezeichnung für Staat, 27. Geschütz, 30. Erdart, 32. Spielkarte, 34. indian. Stammeszeichen, 38. Teil des Karabiners, 40. Gebirge in Westsibirien, 43. Saiteninstrument, 46. Strom in Sibirien, 49. DDR-Goldmedaillengewinnerin in Innsbruck, 50. Ölpflanze, 51. Windjacke, 53. Inselbewohner, 55. Naturerscheinung, 59. Voranschlag, 60. Hauptstadt der Karardin. ASSR, 63. See in Nordamerika, 64. Führer des Hamburger Roten Frontkämpferbundes (1894–1936), 66. Nebenfluß der Donau, 68. Stadt an der Wolga, 70. chem. Element, 73. Kartenspiel, 75. Hausflur, 77. irische Provinz, 81. Dienstgrad, 83. größte Insel der Philippinen, 85. Schriftstück, 87. Autor des Romans „Das Land der goldenen Früchte", 88. russ. Dichter (1809–1852), 89. inneres Organ, 90. norddeutscher Kaufmannsbund des Mittelalters, 91. drittgrößte Stadt Frankreichs, 92. deutscher revolut. Dichter, 93. Lebewesen, 94. Gebirgsantilopenart, 95. Strom in Afrika, 96. Zeitspanne von Mittag zu Mittag, 97. Lobrede.

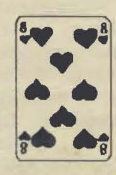
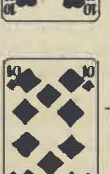
Senkrecht: 1. deutscher Schriftsteller („Anna Lubitzke"), 2. Fluß im Nord-

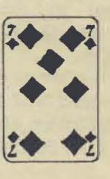


V spielt mit abgebildetem Blatt Herz und gewinnt bei folgendem Spielverlauf. Gedrückt wurden Kreuz Dame und 8. V: Herz 9, Herz As, Pik Bube; H: Pik 9, Herz 10, Pik 10; V: Herz 8, Karo Bube, Herz König; M: Karo As, Pik As, Karo 7; M: Karo Dame, Pik 7, Karo 10; V: Karo König, Karo 9, Pik 8; V: Karo 8, Herz Bube, Pik König; M: Kreuz Bube, Kreuz König, Herz 7; V: Kreuz As, Kreuz 7, Kreuz 9; V: Herz Dame, Kreuz 10, Pik Dame. Wie hätten die Gegenspieler gewinnen können?





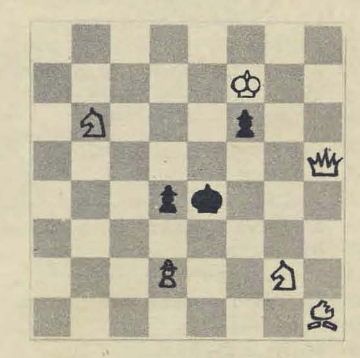



kaukasus, 3. Himmelsrichtung, 4. Düngesalz, 5. Dienstgrad, 6. span. Mädchenname, 7. Maßeinheit im Edelsteinhandel, 8. Hafenstadt Südkoreas, 9. mongol. Viehzüchter, 10. Berg bei Innsbruck, 11. dünner Strom einer Flüssigkeit, 12. Kurierfahrzeug, 13. Stadt in Syrien, 14. Schneegipfel der Berner Alpen, 23. Honiggetränk, 25. Kampfgas, 28. Fisch, 29. Hafenstadt in Nordafrika, 31. deutscher Dichter (1759–1805), 32. europ. Hauptstadt, 33. weibl. Vorname, 35. Nebenfluß der Elbe in der ČSSR, 36. negativ geladenes elektr. Elementarteilchen, 37. Monat, 39. Nebenfluß der Wolga, 40. positive Elektrode, 41. Stadt in Italien, 42. Einfall, 44. Organ der KP Italiens, 45. Kurort im Harz, 47. Heidepflanze, 48. Stadt im Staate Ohio (USA). 52. Verbindungsstelle, 54. Angehöriger einer Sowjetrepublik, 56. Stadt am Ural, 57. Tierbehausung, 58. Nebenfluß der Maas, 61. Papagei, 62. Teil des Auges, 65. Pelztier, 67. Skulptur des Naumburger Doms, 69. frz. kommunist. Schriftsteller, 71. Stadtstaat im 6./5. Jh. v. u. Z. auf dem Peloponnes, 72. Vertiefung, 73. Meister der Satire, Mitarbeiter der „Roten Fahne", 74. Weckruf, 75. Schweizer Mathematiker, 76. Forstschädling, 78. Meßgerät, 79. Tanz, 80. deutscher Rechenmeister, 81. Hafenmauer, 82. Rufname der Berliner Funkstreifenwagen der VP, 83. Gerbstoff, 84. Verbindungsstift, 86. Spaltwerkzeug.

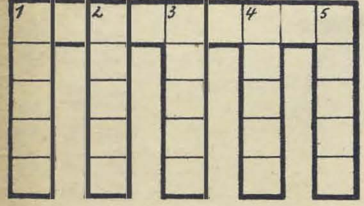
Bei jedem dieser Wörter sind zwei Buchstaben zu streichen, die restlichen Buchstaben ergeben eine Losung der Truppenübung „Quartett".

SCHACHAUFGABE



Matt in zwei Zügen

Ein raffinierter Schlüsselzug mit der Dame führt zum Ziel.
Verfasser: W. A. Shinkman.
Stellungsbild: Weiß: Kf7, Dh5, Lh1, Sb6, Sg2, Bd2 (sechs Steine).
Schwarz: Ke4, Bd4, f6 (drei Steine).



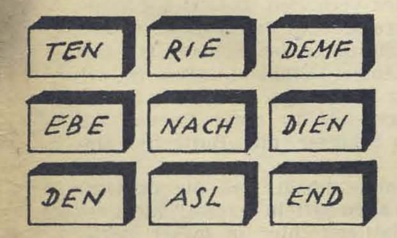
BUCHSTABENSTREICHEN

Euwe – Riege – Forke – Runde – Schall – Fett – Ferse – Ster – Waffel – Wien – Brühe – Ruder - Schale – Luft

RÄTSELKAMM

Aus den Buchstaben aaaa b eeeee ff g ii j k llll nn o r tt u w sind folgende Begriffe einzutragen: Senkrecht: 1. Titel eines Romans von Strittmatter, 2. deutscher bürgerl. realist. Erzähler (1831–1910), 3. frz. Karikaturist, 4. Kurort auf der Krim, 5. Komponist der „Dreigroschenoper".
Waagerecht: russ. humanist. Schriftsteller (1818–1883).

BAUSTEINCHEN



Die Steinchen sind so zu ordnen, daß sie einen Ausspruch des Begründers der modernen Olymp. Spiele, Coubertin, ergeben.

AUFLOSUNGEN AUS HEFT 3/1964

KREUZWORTRÄTSEL: 1. Akku, 5. Bokeloh, 11. Mach, 14. Besan, 15. Botew, 16. Ober, 18. Krassin, 20. Brom, 22. Man, 23. Osteria, 24. Violine, 25. Ehm, 27. Hel, 30. Sumatra, 35. Moral, 37. Kutusow, 41. Ahr, 42. Meer, 43. Kila, 44. Oka, 45. Ida, 46. Ghana, 49. Elm, 50. Tacho, 51. Tosca, 52. Lehar, 53. Arber, 54. Lee, 55. Sappe, 58. Nut, 59. nie, 61. Urne, 62. Hefe, 63. Eis, 65. Emitter, 68. Pokal, 70. Rentier, 75. Erg, 78. Mig, 80. Massaua, 82. Vietnam, 83. Arm, 85. Isel, 86. Trommel, 87. Blei, 88. Sport, 89. Orden, 90. Edam, 91. Flieger, 92. Benz.
Senkrecht: 1. Atom, 2. Kien, 3. Lesser, 4. Laser, 6. Odra, 7. Eisler, 8. oliv, 9. Rolle, 10. Bernau, 12. Aare, 13. Hamm, 17. Baku, 18. Kid, 19. Nil, 21. Ohio, 26. Vah, 27. Hoch, 28. Lahn, 29. Luk, 30. Septime, 31. Marconi, 32. Triolet, 33. Amateur, 34. Lessing, 36. Eichler, 37. Körner, 38. Tomaten, 39. Sambesi, 40. Würmer, 46. Gas, 47. Alp, 48. Ale, 56. Aloe, 57. Prag, 60. Ith, 64. MTS, 66. Mais, 67. Etappe, 69. Krampe, 71. Examen, 72. Ehre, 73. Iskra, 74. Mut, 76. Mil, 77. Storm, 78. Mine, 79. Gera, 81. Aral, 82. Vene, 83. Alge, 84. Milz.

SKAT: V: Kreuz König M: Kreuz As H: Herz 7; H: Pik As V: Pik 7 M: Pik Dame; H: Pik König V: Herz 8 M: Pik 10. Die Gegenspieler erhalten noch 2 Trumpfstiche, zu denen Hinterhand Karo As und 10 zugeben kann. Auch andere Gewinnchancen sind möglich.

BUCHSTABENSTREICHEN: „Training kräftigt, Untätigkeit schwächt, Überbelastung schadet."

BAUSTEINCHEN: „Wer den Soldaten im Frieden schont, opfert ihn im Krieg."

SCHACH: Weiß: Kd1, Da1, Th1, Lc5 – Schwarz: Kg2, Sc1, Lh3, Bf3, g3. Zweizüger von G. Jato. 1. Dh8, droht 2. Dh3: matt, 1. . . . L beliebig 2. Tg1 matt, 1. . . . f2 2. Da8 matt.

RUND UM DAS ZAHLENFELD: 1. Kommando, 2. Kompanie, 3. Kanister, 4. Degeyter, 5. Gemeinde, 6. Kanonier, 7. Kanadier.

IM VERSTECK: Don – Rom Aue – Gera – Oka – Man – Ill – Rab – Oran – Wien „Dragomirow".



HEFT 4
APRIL 1964
PREIS DM 1,-

1 Oberst Richter antwortet
2 Postsack
4 Zum 70. Geburtstag N. S. Chruschtschows
8 Keine besondere Geschichte
11 Sein Einstand
12 Über Kimme und Korn
17 Ilja ringt sich durch
22 20:1 für den großen Löffel
25 Soldaten schreiben für Soldaten
28 AR-Cocktail
33 Die aktuelle Umfrage
36 Zwei Bäume, aber ein Stamm
39 Schocktherapie
41 Musik – Musik
44 DDR – unser Vaterland
46 Merkwürdige Begebenheiten
48 Gulaschkanoniere
51 Feststoffraketen spielen erste Geige
52 Reserve hat – einen Lehrgang
56 Militärtechnische Umschau
58 Kleiner Klub ganz groß
63 Das Foto für Sie
68 Eine Uhr blieb stehen
73 Senkrechtstarter – der letzte Schrei?
76 Leitungsprobe

„Armee-Rundschau", Magazin des Soldaten · Chefredakteur: Oberstleutnant Manfred Berghold · Anschrift der Redaktion: Berlin-Treptow, Postschließfach 7986, Telefon: 63 09 18 · Auslandskorrespondenten: Oberst Alexander Fedorowitsch Malkow, Moskau; Oberst Nikolai Petrowitsch Korolkow, Moskau; Oberstleutnant Dr. Milan Codr, Prag; Major Janusz Szymanski, Warschau; Major Lasar Georgiev, Sofia; Hauptmann László Serfözö, Budapest · Liz.-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Herausgeber: Deutscher Militärverlag, Berlin-Treptow, Postschließfach 6943 · Erscheint monatlich · Bestellungen bei der Deutschen Post · Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion · Für unverlangt eingesandte Unterlagen übernehmen wir keine Gewähr · Alleinige Anzeigenannahme: DEWAG WERBUNG BERLIN, Berlin C 2, Rosenthaler Straße 28–31, und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen in den Bezirken der DDR · Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 3 · Druck: Druckhaus Einheit Leipzig III/18/211 · Gestaltung: Horst Scheffler.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 3. März 1964

Fotos: Gebauer (17) Titel, Rücktitel, S. 11, 12, 13, 14, 15, 16, 42, 48, 49, 50; Weidt (4), S. 8, 9; Postupa (1) S. 21; Walzel (7) S. 22, 23, 24, 32; Stege (2) S. 27, 34; DEWAG (1) S. 28; Weiß (1) S. 30; Leher (6) S. 41, 42, 43; Opitz (1) S. 44; Borkowsky (9) S. 58, 59, 60, 61, 62; Militärbilddienst (3) S. 63; Natusch (1) S. 65; Bouška (1) S. 71; Zentralbild (3) S. 4, 5, 74; Archiv (7) S. 6, 57, 64, 65, 73, 75; Fotomontage S. 37: Rosch.

TITELBILD: Tempo und Geschicklichkeit sind auf der Sturmbahn Trumpf.

BERICHTIGUNG: In Heft 3, S. 67, muß es unter KSS. Bewaffnung, richtig heißen. 3 Universalgeschütze. 100 mm.

STAR-Palette

Ja, liebe Erfurter, Karl-Marx-Städter, Leipziger, Berliner und Usedomer, viele Komplimente habe ich über Euch aus charmantem Munde gehört, nur eines nicht: daß Euer Kaffee zu genießen sei.

Was Wunder, wenn dann Erzsi Barna auf ihren Reisen zwischen Ostsee und Thüringer Wald eine Kaffeemaschine mitführt. Selbige summte auch bei meinem Besuch in der Zimmerecke und bedachte uns ab und zu mit dem schwarzen Getränk, welches man in allen Landen Kaffee nennt, und das doch so verschieden mundet. Ähnliches ließe sich vom Schlager sagen. Rein sachlich versteht man überall das gleiche, doch wie man ihn zubereitet und serviert, ist wohl so verschieden wie beim Kaffee.

Wie macht man es in Ungarn? Man meint, daß



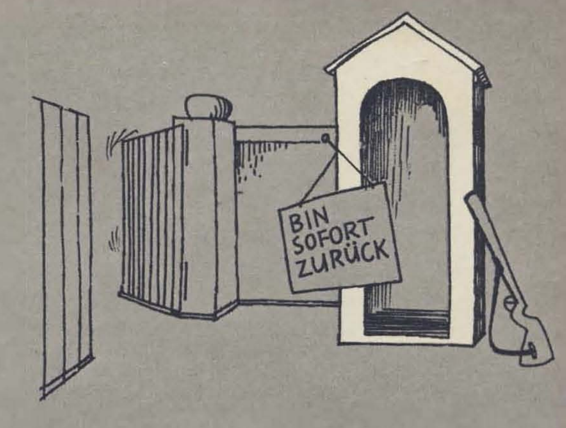
ein Schlager gut vorgetragen werden muß. Also gibt es keinen Unterschied im Studium zwischen dem heiteren und ernsten Genre. So studierte unsere Budapesterin Gesang, spielte in klassischen Operetten und wurde besonders als „Schöne Helena" gefeiert. Auch als junge Primadonna am Revue-Theater erlebten sie die Budapester, als Schlagersängerin allerdings erst die Berliner. Und sie hören sie gern. So gibt es eine Reihe vorzüglicher Rundfunkaufnahmen mit ihr und dem Orchester Jürgen Hermann. Erzsi Barna singt gern DDR-Schlager und hat ihnen auch im Ausland zu Ansehen verholfen. Zuletzt auf Tourneen durch Österreich und Polen. Doch immer wieder ist ihr Name unter den Solisten auf den Programmen beliebter Veranstaltungen in unserer Republik zu finden. Im Mai wird sie im Hallenser Steintorvarieté in einer Revue, von der Oper bis zum Schlager, die „Butterfly" singen.

Zum Schluß sei noch gesagt, daß die deutsche Redewendung: „In allen Sätteln gerecht!" nicht nur der Budapester Sattlerstochter in dieser Beziehung recht gibt. Sie ist in der Tat sattelfest und Trägerin des „Komlos-Vilmos-Preises", der auf den Rücken schneller Pferde errungen wird. Reiten ist ihr liebster Sport.

E. Gebauer

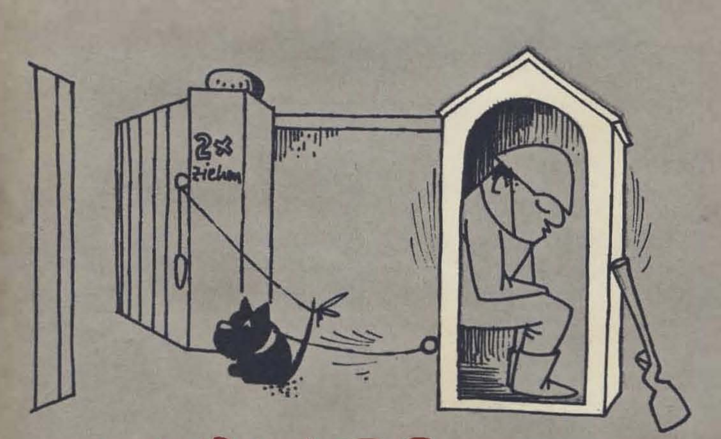
WACH-HÄUS-LICHES

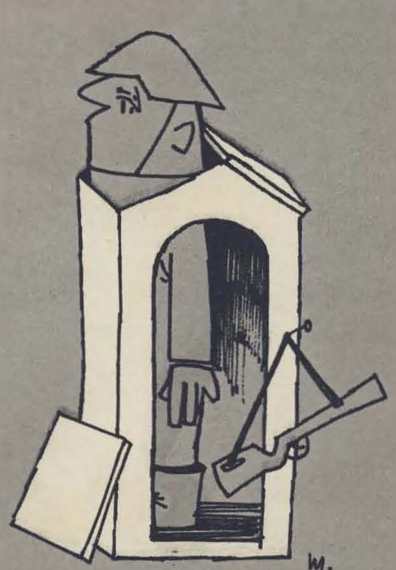






Gezeichnet vom Gefreiten Wilfried Meder





Index 31 036

